

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 25. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Wir finden Wolfgang einige Abende später in seinem kleinen, von wildem Wein überrantten Gartenhause; durch die halbsoffene Thür, welche das Einströmen der lauen, von Blumen Duft erfüllten Nachtlust gestattet, schimmert das flackernde, unruhige Licht der Windlampe. Wolfgang hat aus der Brusttasche seiner leichten Bluse ein kleines, parfümirtes Briefchen genommen, aber sein Blick haftet nicht an der flüchtigen, feinen, graziosen Schrift, sondern an dem kleinen Maiblumen-Bouquetchen, das den Kopf des Bogens und die Siegelstelle des Couvertchens schmückt und das ihm ein Räthsel aufgibt. Wartet hier ein neckischer Zufall und sucht ihn auf Irrwege zu locken oder soll er auf seine Weise Aufklärung darüber erhalten, wer die Absenderin des Straußes war, der ihm einst, auf dem Krankenbett, eine so liebe Ueberraschung bereite? Diese Lösung des Räthsels wäre ihm unerwünscht, aber sie hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, da sie sich mit dem Tone der Aufschrift, der vielleicht um eine Nuance zu vertraulich ist, recht wohl in Einklang bringen läßt, und seit dem Empfange des Briefchens hat er Momente gehabt, in denen sich seine Eitelkeit von dieser Lösung geschmeichelt fühlen wollte, wenn er sich auch im nächsten Augenblick über diese Regung sehr ungeduldige und ehrlich gemeinte Vorwürfe machte. Frau von Larisch schreibt ihm:

Mein Herr!

Ihre kleine Schutzbefohlene ist bei mir gewesen und hat mir sehr gut gefallen. Es wurde mir also so leicht, sie in meinen Dienst zu nehmen, daß ich darauf verzichten muß, für diesen Entschluß einen Dank Ihrerseits zu beanspruchen. Dieses Arrangement gibt Ihnen Gelegenheit, sich ab und zu von dem Ergehen der Kleinen persönlich zu überzeugen, und ich sehe keinen Grund, Ihnen dies durch Kanteln zu erschweren, da man einem jungen Manne von Ihrer Indisposition für Abenteuer leichter Art kein Mißtrauen entgegenzubringen braucht; die Verantwortung, welche ich übernehme, indem ich das hübsche Kind in meinen Dienst ziehe, verträgt sich also mit einer Erlaubniß, die zu ertheilen ich andernfalls Bedenken tragen würde.

Es wird mich freuen, recht bald wieder Gelegenheit zu erhalten, den Paradoxen zu widersprechen, mit denen Sie so freigebig sind, und Ihnen vielleicht einmal den Beweis liefern zu können, daß trotz dieser Paradoxen einen wohlwollenden Antheil an Ihrem Ergehen nimmt Ihre ergebene Leontine v. Larisch.

Wolfgang faltete das Briefchen mechanisch wieder zusammen, steckte es in's Couvert und legte dasselbe achtlos zur Seite. In tiefe Gedanken versunken, blickte er in die Flamme und sah dem Spiel der zartgeflügelten Motten und der kleinen Nachtfalter zu, die rastlos die Flamme der Kerze umkreisten, bis sie endlich mit versengter Schwinge auf den Grund der Lampe taumelten oder wie blind direkt in die Flamme flogen, die sie knisternd verzehrte. So überhörte er es, daß gemessene Schritte über den Kies der Wege knirschten, und der dicke Alfred, der auf der Schwelle erschienen war und sich mit dem seidnen Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn trocknete, schreckte ihn erst durch seinen Anruf aus seinem tiefen Sinnen auf.

„Ist das eine köstliche Nacht, Herr Hammer, und welche wunderbare Stille! Und wieviel Rosen sind aufgeblüht! Geben Sie mir ein paar? Ich möchte sie der hübschen Marie in der Konditorei verehren — das Mädchen ist wirklich recht niedlich.“

„Haben Sie wieder einen neuen Gegenstand der Verehrung entdeckt? Sie sind außerordentlich findig und scheinen die kleinen Emotionen zum täglichen Brode zu rechnen?“

„Was wollen Sie? Man kommt ja in einem solchen Neste um, wenn das ewig Weibliche nicht wäre, und ich bin nun einmal eine zart besaitete Natur. Ja, lachen Sie nur — ich sehe freilich nicht danach aus, aber man sieht mir auch nicht an, daß ich krank bin und daß mir kein Doktor helfen kann. Die Kerle wissen alle nichts, sonst müßte ich doch das Ohrensausen längst los sein, das mich fortwährend quält. Sehen Sie, darum ist mir hier so wohl — diese köstliche Stille ist eine wahre Erquickung für mein überreiztes Nervensystem. Aber was machen denn eigentlich meine alten Freunde im Kanal? Sind sie heute aufgelegt?“

Und damit trat er an den Baum, der das Kanalufer säumte, und ahmte das helle, triumphirende Quaken eines liebebrünstigen Frosches nach, indem er einen Finger der Linken in den Mund steckte und mit der Rechten streichelnd und pochend die aufgeblasene Backe bearbeitete. Die Wirkung war eine so vollständige, daß die graugrünen Schwimmer an allen Ecken und Enden rege wurden und daß in kurzer Zeit ein paar Duzend von ihnen dem vermutheten Schicksalsgenossen antworteten; ihrer nur auf eine gemessene Entfernung genießbaren Musik mischte sich bald das dumpfe, gravitatische Murren der Unten bei, und der virtuose Nachahmer der Froschstimme wollte sich vor Lachen ausschütten; er

lachte noch herzlicher als Wolfgang, der aus dem Häuschen getreten war, lächelnd sagte:

„Allen Respekt vor der behaupteten Zerrüttung Ihres Nervensystems, aber es ist doch ein kleiner innerer Widerspruch, wenn Sie im einen Augenblick einen Lobgesang auf die tiefe, lautlose Stille hier aufstimmen und im nächsten die Frösche rebellisch machen.“

„Sie sind ein Spötter, aber es ist wirklich und wahrhaftig so weit mit mir, daß ich diesen Sommer wieder nach Helgoland muß.“

„Um Hummern zu essen, Kassenhaie zu angeln und Seehunde zu schießen, dafern es einem solchen unglücklichen Geschöpf einfallen sollte, sich im Bereich des Felsenlands zu zeigen.“

„Wollen Sie mich denn heute Abend so fort ärgern, Herr Hammer? Aber wo bleibt denn mein Bruder? Er wollte schon vor einer Stunde hier sein.“

Die beide Alfred nannten sich „Bruder“ und führten ächt brüderlich eine gemeinsame Finanzwirtschaft, die allerdings zuweilen an einem Defizit laborierte.

Der Bruder kam in diesem Augenblick durch das Dunkel gestürzt und warf sich erschöpft in einen Stuhl. Aus der Seitentasche seines Sommerpaletots verschiedene Bücher auf den Tisch legend, begann er in komisch-wehleidigem Tone:

„Machen Sie mich nur heute nicht schlecht. Ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß ich so spät —“

Aber Wolfgang fiel ihm in's Wort: „Keine Entschuldigungen — Sie sind im voraus dispensirt, denn wir sind nachgrade daran gewöhnt, uns nicht mehr auf Sie zu verlassen. Sie sind da — und damit ist's gut. Was haben Sie mitgebracht?“

„Heute kommt Mark Twain an die Reihe, dessen ‚A new pilgrims progress‘ vor Ihren Augen sicher Gnade finden wird.“

„Und was wird, während wir uns abwechselnd vorlesen, aus unserem Froschvirtuosen?“

„Ich höre zu, das ist wohl selbstverständlich,“ meinte dieser.

„Sie sagen das mit dem Tone der Beklemmung und mit der Miene eines Opferlammes.“

„Wollen Sie nun, um Ihrer Schändlichkeit die Krone aufzusetzen, auch noch bezweifeln, daß ich mich für die schöne Literatur interessire?“

„Qui vivra verra — wer es erlebt, wird es sehen. Und ich fürchte, der Amerikaner wird Ihre Nerven affizieren.“

Der dicke Alfred ging statt einer Antwort an das Entfalten einiger Weinflaschen, die in einer Gießkanne bis an den Hals im Wasser standen, und das Einschenken absorbierte seine Aufmerksamkeit vollständig.

Inzwischen hatte sein „Bruder“ das Briefchen entdeckt, das noch auf dem grügestrichenen Tisch lag, und es hastig ergreifend und von allen Seiten betrachtend, sagte er, mehr erstaunt als ironisch:

„Was muß ich sehen, lieber Hammer? Ich habe Sie immer für einen Ausbund von Offenheit gehalten und Ihnen vertrauensvoll alle meine kleinen Sünden gebeichtet, und jetzt stellt sich, wie es scheint, heraus, daß Sie ein hinterlistiger Duckmäuser sind! Barte Korrespondenzen — kann man gratuliren?“

„So leicht würde ich es Ihnen doch wohl nicht machen — so weit könnten Sie mich am Ende kennen. Sie irren übrigens sehr, denn der Brief, den Sie für ein Billet-doux halten, geht Sie beide viel mehr an, als mich, was ich Ihnen noch im Laufe des Abends zu beweisen gedenke. Machen Sie sich immerhin auf eine kleine Ueberraschung, auf ein fait accompli, gefaßt, das Ihnen einigermaßen ‚in die Bude schneien‘ wird, wie wir in Sachsen sagen.“

„Das ist jedenfalls wieder einer von Ihren Scherzen, aber daß ich mich geirrt haben soll, thut mir aufrichtig leid. Ich würde mich kindisch freuen, wenn endlich einmal einer von uns den Anfang machte, und Sie haben entschieden die meiste Anlage dazu. Sie haben einen soliden Fonds und ich habe Sie schon oft um denselben beneidet.“

„Nun werden Sie mir aber mysteriös. Nach allem, was Sie mir erzählt haben, erwarte ich jeden Tag die Anzeige von Ihrer Verlobung mit Ihrer ‚Else‘ Ellen, der kleinen zarten Engländerin in Breslau, und jetzt stellen Sie wieder alles in Frage.“

Der lange Alfred betrachtete mit einem fast melancholischen Ausdruck die Asche seiner Cigarre, und versuchte zu seufzen, indem er erwiderte:

„Ich bin entschieden eine problematische Natur und ich glaube

jetzt steif und fest, daß ich ledig bleibe. Vorigen Sonntag war ich in Breslau, um die Geschichte in's Reine zu bringen, aber schon auf der Hinreise wurde mir heiß und kalt bei dem Gedanken, mich binden zu lassen. Für immer zu binden! Das ist ein schrecklicher Gedanke. Die Frau Mama war auch so distret, mich mit der Kleinen allein zu lassen. Ellen war sehr liebenswürdig, aber glauben Sie, ich hätte ein Wort über die Lippen gebracht? Ich wurde von dem lächerlichen Einfall beherrscht, wenn ich den erforderlichen Kniefall thäte, würden mir die Unausprechlichen über dem Knie zerplatzen, und dann kam im entscheidenden Moment die Mama mit einer unausstehlichen, dicken alten Kriegsräthin oder sonst einer Räthin, und ich wußte nicht, ob ich wüthend oder seelentrost sein sollte. Nachher war ich wieder im Garten mit der Kleinen allein, und bis auf den Kniefall hätte ich meine Herzenswünsche ganz gut anbringen können, aber da trieben sich wieder im Hintergrunde zufällig ein paar Gärtner herum, und die beiden Kerle und ihre Anwesenheit lähmten mir die Zunge. So bin ich unverrichteter Dinge wieder abgefahren, und nun wird auch — Gott sei's geklagt oder Gott sei Dank! — nichts aus der Verlobung, und ich sterbe unbeweibt.“

„Erlaube, Bruder, das geht doch noch über's Bohnenlied, und du bist nicht ganz zurechnungsfähig oder die Geschichte hat sonst noch einen geheimen Haken. Das Mädchen ist reich, verdammt hübsch und sicher gebildet, du hast sie lieb und sie dich, d. h. sie hat nichts dagegen gehabt, daß du auf einer Kahnpartie bei Mondschein — schauerhaft romantisch! — zufällig ihre Hand fandest und sie zehn Minuten lang krampfhaft festhieltest. Was willst du denn eigentlich noch?“

Der lange Alfred erwiderte nichts und that seufzend einen langen Zug aus seinem Glase.

Der Eifer des Dickens amüsirte Wolfgang, aber er sagte ernst: „Hier läßt sich weder rathen, noch zureden. Unser platonischer Don Juan scheint seinen von Haus aus jedenfalls ganz erklecklichen Vorrath an Gefühl in seinen zahllosen Viebschaften, Liebschaftchen und Liebeleien so vollständig zerplittert zu haben, daß der ihm gebliebene Rest für eine wirkliche Liebe, geschweige denn für eine Leidenschaft, nicht mehr ausreichen will. Das wäre übrigens wohl eine nicht ganz unverdiente Strafe.“

Der also Verurtheilte verteidigte sich nur lau: „Gott weiß, was es ist — aber ich fürchte, ich bin überhaupt nie eine harmonisch mit der meinen zusammenklingende Natur.“

„Erlaube, Bruder, du bist ein so schauerhafter Kerl, daß ich die, welche harmonisch mit dir zusammenklänge, ganz gewiß nicht heirathen würde, woran ich übrigens garnicht denke.“

„Lieber Hammer, ich konstatire, daß mein theurer Bruder bereits bei Invektiven anlangt, und da ist es immer am gerathensten, das Gespräch zu wechseln.“

„Nichts leichter als das. Wenn Sie für die nächste Zeit auf die Rolle des liebenden Bräutigams verzichten, so sehe ich nicht ein, warum Sie mir nicht kämpfen helfen könnten. Es handelt sich darum, die Batterien der Naturwissenschaft gegen die Zwingburg der Bibelgläubigkeit aufzufahren, und Sie könnten mein Oberanionier werden, das heißt, ab und zu im Bildungsverein einen Vortrag halten, was für Sie doch ein leichtes ist.“

Und Wolfgang erzählte seinen Zusammenstoß mit dem Rektor und hatte die Genugthuung, daß der Unworbene sich keinen Augenblick befann, sondern eifrig und freudig zusagte und sofort eine ganze Reihe verschiedener Vorträge in Vorschlag brachte.

„Das Härteste für Sie wird sein, daß Sie pünktlich sein müssen. Und Sie, Rosenräuber? Wie wäre es mit einem Vortrag zur Naturgeschichte des Hummers und der Auster oder zu einer Streife in die geheimnißvolle Welt der Pilze, natürlich nur der eßbaren? Von den hier vorkommenden will ich Ihnen gern Exemplare zur Verfügung stellen, als Grundlage für den Anschauungsunterricht.“

„Aus Ihrer Frage sehe ich schon, daß Sie nicht ernstlich auf mich zählen. Erstens bin ich zu bequem, dann sitze ich lieber in Ihrem Garten und endlich glaube ich, daß die Arbeiter schon viel zu gelehrt sind und schon viel zu viel wissen. Wenn das so fortgeht, bringt man sie schließlich nur mit Kanonen zur Raision, und es würde mir entschieden nicht passen, wenn ich die Uniform wieder anziehen müßte.“

„Nun, das ist wenigstens konsequent und die Konsequenz ist immer und überall respektabel. Uebrigens irren Sie insofern, als wir grade verhindern wollen, daß es zum Schießen und Hauen kommt. Doch ich verzichte darauf, Ihnen das klar zu machen — wir würden uns kaum verständigen.“

„Sie wissen, Herr Hammer, ich bin kein Unmensch und würde, wenn ich die Beche nicht zu bezahlen habe, gar nichts dagegen einwenden, daß auch die armen Teufel in der Zuckersfabrik Natives frühstücken und sie mit Chablis begießen, aber solche Bildungsvereine riechen für mich nach Sozialdemokratie, und mit der bleiben Sie mir zehn Meilen vom Leibe. Das ist die allernüchternste Partei, die ich mir nur denken kann, und sie auch nur indirekt zu unterstützen, geht mir wider die Natur. Es ist ein wahres Kreuz, daß man keinen genießbaren Kerl mehr findet, der nicht irgendwie sozialistisch angekränkt wäre; bei meinem Bruder Alfred ist es schon lange nicht ganz richtig, und nun kommen Sie auch noch!“

„Sie haben sehr recht; wer das Herz und den Kopf auf dem richtigen Fleck hat, zuckt schon lange, wenn auch nur heimlich, über das offizielle Kesseltreiben wider die Sozialdemokratie die Achseln, und wenn alle, die dies jetzt nicht „opportunistisch“ finden, offen mit ihren Ansichten hervortreten, würde es sehr viele lange Gesichter geben. Die Wissenden aber halten jeden, der sich aus ehrlicher Ueberzeugung an dem großen Treiben beteiligt, für das Gegenteil eines „Nichts“, und ich wüßte schlechterdings nicht, wie ich Einheitslichkeit und Konsequenz und Logik in meine Weltanschauung bringen sollte, wenn ich nicht Sozialist wäre.“

„Und Sie werden nun am Ende anfangen, uns die Arbeiter aufzuwiegeln? Sie machen mich unglücklich; so haben Sie doch ein klein wenig Mitleid mit mir! Und Sie richten ja auch nichts aus und machen die Leute nur unzufrieden mit ihrem Lose. Jetzt wissen sie's nicht anders, und es fällt ihnen garnicht ein, zu denken, daß es jemals anders sein könnte. Denken Sie doch auch an die Verantwortung, die Sie übernehmen!“

„Beruhigen Sie sich. Ich habe keinen Beruf zum Agitator, und selbst das Propagandamachen geht mir wider die Natur, wie Sie denn heute das erste Wort darüber hören, daß Sie auch mich zu den Theilern und zu den Anhängern der freien Liebe zu rechnen haben.“

„Nun, wissen Sie, die Geschichte mit der freien Liebe wäre am Ende nicht so ganz unrecht und der einzige Punkt, über den sich unterhandeln ließe.“

„Ich fürchte, wir würden uns grade über diesen Punkt zu allererst verständigen, denn Sie scheinen eine sehr vage Vorstellung von der von Seiten der Sozialisten angestrebten Form der Ehe zu haben, indessen — sollen wir uns den Abend mit fruchtlosen Debatten verderben? Sehen Sie, der Mond ist aufgegangen und die Frösche, die Sie vorhin rebellisch gemacht haben, wollen sich garnicht wieder beruhigen.“

„Wahrhaftig, die reinen Sozialdemokraten! Sie respektieren mein Ruhebedürfnis nicht! Wollt ihr wohl die breiten Männer halten, ihr unverschämten Kerle?“

Und er schleuderte eine Handvoll Sand nach der andern in den Kanal, und als das nichts fruchten wollte und ein vehementes Quaken seinen komischen Born verhöhlte, bewaffnete er sich mit einer Bohnenstange und schlug in's Wasser, daß die Fluth hoch aufspritzte und die Trommler und Trompeter der Tiefe erschrocken verstummten.

Die Nacht war so mild, daß Wolfgang's Vorschlag, in der offenen Weinlaube vor dem Häuschen vorzulesen, mit Freuden begrüßt ward. Der dicke Alfred, der es übernahm, die Frösche im Baume zu halten, nahm mit seiner Bohnenstange gravitativ auf einem Sessel Platz; sein „Bruder“ legte sich, die Arme unter dem Kopfe, mit angezogenen Beinen auf eine Bank und blickte angeblich „träumerisch“ empor zu dem noch wenig dichten Blätterdach der Laube und zu dem mit funkelnden Sternen bedeckten Himmel; häufig genug passirte es ihm, daß er die Cigarre, die er nur mit den Zähnen hielt, aus dem Munde in den Sand verlor, und er begleitete jeden solchen Fall mit einem komischen Gluck, legte sich aber, nachdem er den Sand sorgfältig abgewischt hatte, in aller Seelenruhe auf's neue zurecht und schien sich so wohl zu befinden, daß man eine gewisse Berechtigung zu der Annahme erhielt, selbst das Naben einer Dame würde ihn trotz seiner Galanterie nicht vermögen können, diese behagliche Lage aufzugeben. Wolfgang hatte auf die Cigarre halb verzichtet, das heißt, er gestattete sich nur ab und zu, während einer natürlichen oder Kunstpause, einen Zug, damit sie nicht ganz ausging; das Vorlesen fesselte seine volle Aufmerksamkeit und er dachte kaum daran, das Glas flüchtig an die Lippen zu führen. Der auf dem Rücken liegende Zuhörer ließ nichts zu wünschen übrig; häufig genug verrieth ein dazwischen geworfenes Wort seine lebhafteste Theilnahme. Sein „Bruder“ dagegen rückte sehr bald mit allen Zeichen des Un-

behagens auf dem Schemel hin und her, veränderte jeden Augenblick seine Körperhaltung und erklärte, als man am Schlusse des ersten Kapitels angelangt war, daß er es nicht länger aushalten könne. Das Saufen in seinen Ohren sei unerträglich und jedes Geräusch peinige ihn, — man solle es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich in den entlegensten Winkel des Gartens zurückziehe, um dort eine Stunde zu ruhen. Die ganze, unwiderstehliche, kindliche Gutmüthigkeit seines Wesens lag im Ton seiner Stimme und in seinen Zügen, und als seine fast demüthigen und bittenden Vorstellungen eine gute Statt fanden und man ihn lachend entließ, zog er mit seinem Sessel, einer kleinen Bank und den beiden ausrangirten Ruheflüssen, die zu dem altväterischen Sopha im Häuschen gehörten, erleichterten Herzens und mit merkwürdiger Beschleunigung ab. Man hörte ihn noch einige Minuten rumoren und Sessel und Bank unter halbblauem Selbstgespräch im Sande hin- und herwälzen, dann ward Stille, und zuletzt sah man auch seine Cigarre nicht mehr, die noch lange wie ein Glühwürmchen durch's Dunkel geleuchtet hatte. Der Schlag der Mitternachtsstunde mahnte die beiden in der Laube endlich an's Aufhören, und der Lange erhob sich aus seiner weniger malerischen als bequemen Lage und sagte mit dem warmen Ausdruck der innersten Ueberzeugung:

„Sehen Sie, lieber Hammer, das sind meine glücklichsten Stunden, und wenn wir uns bei einer guten Cigarre und einem ächten Tröpfchen etwas Vernünftiges vorlesen, vergesse ich alles, was mich wohl sonst beschäftigt, beunruhigt und plagt. Ich mag mir die Sache hundertmal überlegen — so glücklich war ich weder bei einer meiner dreißig offiziellen Liebschaften, noch kann ich mir vorstellen, daß ich so glücklich würde, wenn ich Ellen heirathete. Sie ist eine reine Elfe, aber — ich kann ohne sie leben; ich habe sie sehr gern, aber — ich kann nicht mehr verlieben, und wenn Sie wieder von hier fortgingen, so würde mir das viel mehr Kopfschmerzen verursachen, als irgendeine von den kleinen Herzensangelegenheiten, vor denen ich mich nun einmal nicht retten kann.“

„Sehr schmeichelhaft für mich, indessen sollen Sie mir dieses Kompliment nicht ungestraft gemacht haben. Ich nehme Sie beim Wort und hoffe, daß unser Freund, der da hinten neben der Federnellenrabatte seinen Sommernachtsstraum träumt, derartiger Empfindungen wenigstens einigermaßen fähig ist. Sie haben hoffentlich nicht vergessen, daß ich Ihnen noch eine Enthüllung zu machen hatte.“

„Ja so, wie war denn das? Da müssen wir also den Bruder wecken, der sonst bis zum Morgen schnarcht.“

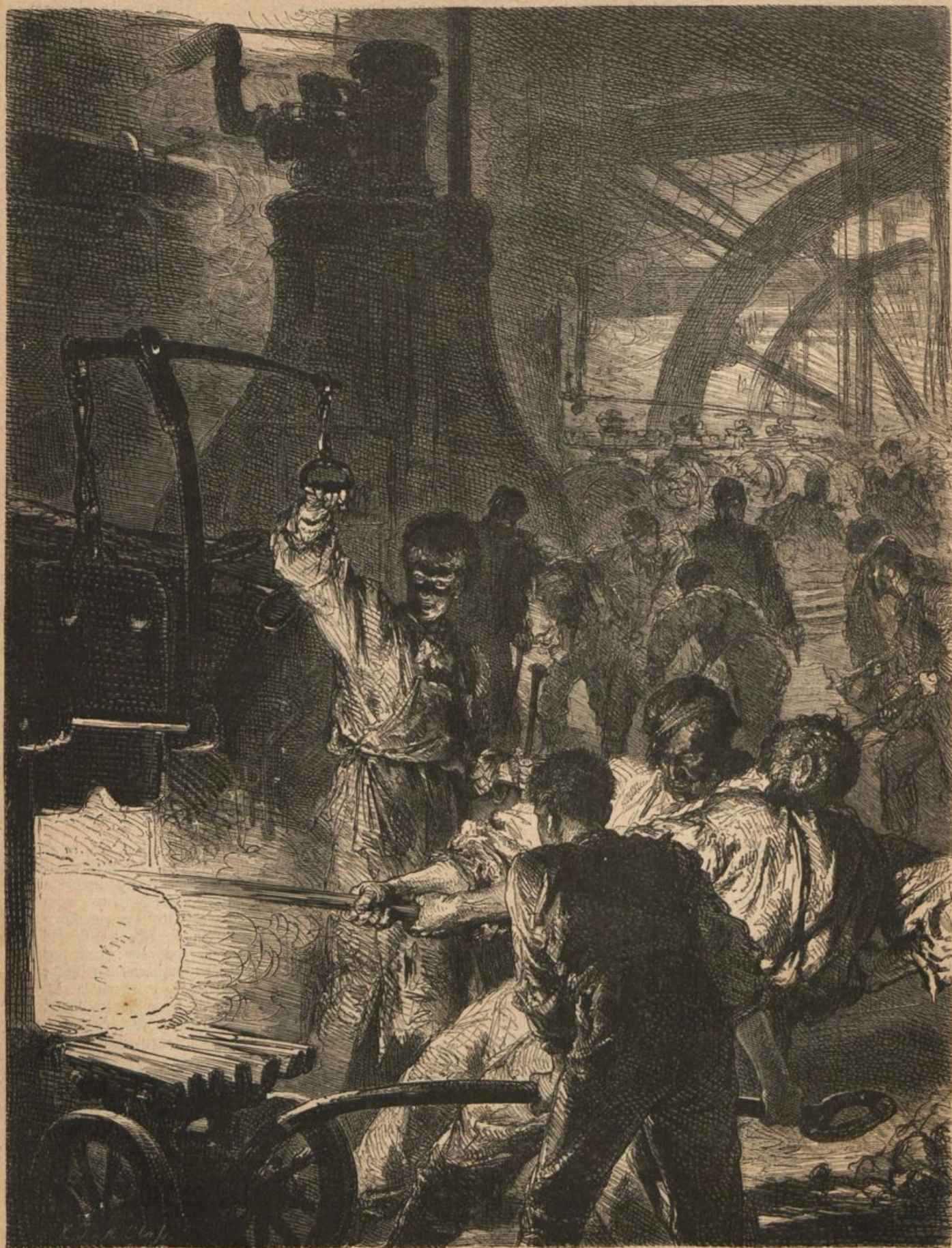
Sie suchten den harmlosen Sozialistensresser auf und fanden ihn auf seinem provisorischen Lager in festem, süßem Schlummer. Als man ihn rüttelte, fuhr er gähmend auf und rief dann enthusiastisch:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Hammer, wie herrlich ich geschlafen habe — gradezu märchenhaft. Die Kelten dufteten, eine Unmasse großer und kleiner Nachtschmetterlinge umschwärzten die fleischfarbigen Blumen, die in der Dunkelheit weiß erschienen, und dann und wann passirte es wohl, daß so ein Schwärmer mir mit seinen sammetweichen Flügeln das Gesicht streifte oder mir trabbelnd auf der Hand hinfuhr oder einer von den ganz großen flog mir hart an den Augen vorüber und drüben im Walde schlug eine Nachtigall — leise, ganz leise, wie im Traume; darüber bin ich denn eingeschlafen und keine Sprache hat Worte, mit denen ich Ihnen schildern könnte, wie schlau ich mich befinde und welche Wohlthat ich meinem gemarterten Leichnam erwiesen habe. Aber nun erlauben Sie wohl, daß ich mir bei Sternenschein einen Rosenstrauch schneide — Sie haben ja, wenn Sie sich erinnern wollen, huldvoll Gewährung gelächelt.“

„Immerhin — nur an der „Daphnia“ gehen Sie mir respektvoll vorüber — sie hat nur zwei Blumen und über diese breite ich schirmend meine Hände. Ich bin übrigens garnicht so uneigennützig; vielleicht würde ich Ihnen weniger behilflich sein, ein neues, kleines Verhältniß anzuknüpfen, wenn ich nicht drauf und dran wäre, eine älteres kurzer Hand durchzuschneiden, wobei es möglichst ohne einige kleine Schmerzschreie nicht abgehen wird.“

„Herr, Sie sprechen in Räthseln!“ erwiderte der Dicke mit Pathos.

„Sie werden die Lösung wohl mit sehr gemischten Empfindungen entgegennehmen; sie liegt in dem kleinen duftenden Briefchen, das mich vorhin in den Verdacht brachte, zum Romeo irgend einer Julia avancirt zu sein.“ (Fortsetzung folgt.)



Rheinisches Hammer- und Walzwerk. (Seite 299.)

Carl Friedrich Gauß.

Von A. Reichenbach.



Carl Friedrich Gauß. Nach einer Lithographie von Ritmüller im Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

„Es sind von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte hochbegabte, selten bevorzugte Naturen aus dem Dunkel ihrer Umgebung hervorgetreten, welche durch die schöpferische Kraft ihrer Gedankenwelt und durch die Energie ihres Wirkens einen so hervorragenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Völker ausgeübt haben, daß sie gleichsam als Marksteine zwischen den verschiedenen Jahrhunderten dastehen, von denen ein neuer Kulturzustand unseres Geschlechtes seinen Anfang genommen hat. — Sie sind es vor-

nehmlich gewesen, welche durch die Großartigkeit ihres Strebens, wie durch die Reinheit ihrer Gesinnung, der nach einem fernen Ziele ringenden Menschheit als Leitsterne vorgeschwebt, in deren leuchtenden Strahlen die Nationen sich erwärmt, an denen im Glück, wie im Unglück die Herzen sich emporgehoben, und an denen sie sich gehalten haben, wenn Entfütterung, Erniedrigung, selbst Barbarei ihre innersten, heiligsten Lebensbedingungen zu bedrohen schienen. Wenn ihnen auch während ihres Lebens die

Bewunderung ihrer Zeitgenossen nicht immer zu Theil geworden, haben sie doch die volle Anerkennung einer ewig dankbaren Nachwelt bis in die späteste Zukunft sich gesichert."

Mit diesen Worten leitet W. Sartorius von Waltershausen die Schrift ein, welche er dem Manne zum ehrenden Gedächtniß geschrieben, von dessen Leben und Wirken wir hier einen kurzen Abriss zu geben beabsichtigen. Und mit vollem Rechte wird dieser Mann zu denen gezählt, welche gleich Marksteinen auf dem großen Entwicklungsgange der Menschheit stehen. Wenn er aber dem deutschen Volke wenig oder garnicht bekannt war, so lag der Grund darin, daß er ausschließlich nach seinem Schaffen und Wirken der Gelehrtenwelt angehört und daß seine Schriften nur von Fachmännern verstanden und in verdienter Weise gewürdigt werden können. Wenn aber ein Volk auch nicht im Stande ist, die Werke aller seiner großen Männer zu verstehen, soll es darum nicht wissen, daß sie überhaupt gelebt haben und wer sie gewesen sind? woher sie gekommen und wie sie zu ihrer Höhe gelangten? Das wäre jedenfalls ein ganz falscher Schluß. Wir halten es daher für unsere Pflicht, auch das Bild dieses Mannes einmal aus den Gemäthern der Gelehrsamkeit und tiefsten Wissenschaft, wo es bisher gestanden, hervorzuheben, es dem Volke zu zeigen und dessen Bedeutung zu erklären, soweit es möglich ist. Ist doch seine Vaterstadt eben im Begriffe, ihm auf öffentlichem Wege ein Denkmal setzen zu wollen. Wenn man auch zugestehen muß, daß unsere Zeit mit öffentlichen Denkmälern ziemlich verschwenderisch ist und dadurch deren Werth bedeutend sinkt, so muß doch gesagt werden, daß dieser Mann mehr als viele andere ein solches verdient hat.

Carl Friedrich Gauß wurde geboren am 30. April 1777 in der Stadt Braunschweig. Es ist ein altes, kleines Haus, an dem heute eine gußeiserne Gedenktafel mit vergoldeter Inschrift anzeigt, daß in dessen Räumen einst ein Mensch das Licht der Welt erblickt habe, der nachher einer der bedeutendsten Forscher der Wissenschaft geworden ist. Das Häuschen steht auf der westlichen Seite der „Nördlichen Wilhelmstraße“, welche Gegend früher „Am Wendengraben“ hieß, weil zwischen den beiden Häuserreihen ein Kanal, Wendengraben genannt, nach der Oder führte. Dieser Kanal wurde später zugeworfen, und es entstand die soeben bezeichnete Straße daraus. Wenn daher in anderen, früher erschienenen Lebensbeschreibungen dieses Gelehrten gesagt wird, daß er „Am Wendengraben“ geboren sei, so ist das allerdings eine Thatfache, welche jedoch für unsere Zeit der hier gemachten Berichtigung bedarf. Die Eltern des Gauß waren wenig bemittelte Leute. Der Vater, Gerhard Diederich Gauß, führte den Titel eines Wasserkunstmeisters. Aus welchem Grunde der Mann diesen Titel führte, ist uns nicht bekannt, da er zu jener Zeit mehrerlei Geschäfte betrieb, von denen jedoch keines genannt wird, welches die soeben angeführte Bezeichnung rechtfertigte. Aus allem geht hervor, daß der alte Gauß ein sehr rühriger Mann gewesen sein muß. Er arbeitete sich aus der Dürftigkeit heraus, gab einen Theil seiner mancherlei Geschäfte auf, trieb noch etwas Gärtnerei und leistete einem Kaufmann auf der Messe zu Braunschweig und Leipzig Hilfe. Später scheint er auch diesen Erwerb eingestellt zu haben, denn er übernahm das Amt eines Rechnungsführers und Schatzmeisters einer bedeutenden Sterbekasse, da er für die damalige Zeit gut zu schreiben und zu rechnen verstand. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem 1808 erfolgten Tode. Er soll zwar ein sehr rechtschaffener und allgemein geachteter Mann, in seinem Hause aber rauh und herrisch gewesen sein, so daß sich das kindliche Herz des einzigen Sohnes nie besonders zum Vater hingezogen fühlte. Gingen hatte der junge Gauß einen Oheim von mütterlicher Seite, Benze mit Namen, der als Bauernbursche die einfache Weberei erlernt und es ohne weitere Anleitung zur kunstgerechten Damastweberei gebracht hatte. Dieser Benze war ein scharfer Kopf, er unterhielt sich viel mit dem heranwachsenden Knaben. Gauß bedauerte sehr den für ihn zu frühe erfolgten Tod dieses Oheims und behauptete später, es sei in ihm ein geborenes Genie verloren gegangen.

Schon frühe zeigte der junge Gauß ein ungewöhnliches Rechen-talent. Es wird berichtet, daß der dreijährige Knabe, als der Vater eines Tages mit seinen Leuten eine Abrechnung hielt, in einer Ecke der Wohnstube zusah und ausrief: Vater, die Rechnung ist falsch, es macht wohlviel! und er hatte recht. Später erklärte er oft selbst, er habe eher rechnen als sprechen gelernt. Das Lesen lernte er von selbst, indem er sich von den Bewohnern des Hauses die Buchstaben nennen und erklären ließ und sie alsdann zusammensetzte. Nach vollendetem siebenten Lebensjahre

besuchte er die Volksschule von St. Katharinen, welche damals unter der Fürsorge und Leitung des Schulmeister Büttner stand, der seinen Haiselstock mit Würde zu tragen und mit Nachdruck anzuwenden verstanden haben soll.

Als zwei Jahre verstrichen waren, trat Gauß in die sogenannte „Rechenkasse“ ein. Hier war es Sitte, daß die Schüler ihre Tafeln, wenn sie die Rechenaufgabe gelöst hatten, auf einen Tisch legten und zwar der Reihe nach wie sie damit fertig wurden. Waren alle Tafeln abgegeben und aufeinandergelegt, so wurde der ganze Stoß umgewendet, so daß die zuerst aufgelegte Rechentafel mit der Lösung zu oberst lag. Als Gauß, gleich nach seinem Eintritt in diese Klasse mit den Genossen die erste Rechenaufgabe erhalten, hatte er sie schon in wenigen Minuten gelöst, warf seine Tafel auf den Tisch, indem er in braunschweigischer Mundart sagte: „Ligget je!“ — Die anderen Schüler rechneten weiter, der Schulmeister Büttner aber, sich als Träger der erhabenen Rechenkunst fühlend, ging mit seinem Batel wundervoll lächelnd in der Schulstube auf und ab. Als jedoch sämtliche Rechentafeln nachgesehen wurden, da ergab sich, daß Gauß allein die Aufgabe richtig gelöst hatte. Dies Ereigniß verschaffte dem Knaben einen gewaltigen Respekt bei seinem Schulmeister. Büttner ließ nun für diesen Schüler ein besonderes Rechenbuch aus Hamburg kommen, erklärte aber bald, daß Gauß bei ihm nichts mehr lernen könne. Aus dieser Zeit ist eines jungen Mannes Namens Bartels zu erwähnen, welcher bei Büttner die Stelle eines Hilfslehrers vertrat und auf Gauß einen bedeutenden Einfluß ausübte. Er war nämlich ebenfalls ein großer Freund der Rechenkunst, war schon in die höhere Mathematik eingedrungen und gab dem talentvollen Schüler besondere Anleitung, in dieser Wissenschaft weiter zu kommen. Daß sich zwischen beiden jungen Leuten sehr bald ein inniges Verhältniß bildete, ist ganz natürlich. Bartels war es, der zuerst einflussreiche Personen auf das junge Genie aufmerksam machte. Er selbst studierte nachher, kam nach der Schweiz und dann als Professor der Mathematik an die russische Universität Dorpat, wo er im Jahre 1836 starb. Gauß hat ihm bis an sein Lebensende in Treue ein dankbares Andenken bewahrt.

Zwei Jahre brachte Gauß in dieser Rechenkasse bei Büttner zu. Durch die Unterstützung einiger ihm wohlwollender Gönner wurde es ihm ermöglicht, Privatunterricht in den altklassischen Sprachen zu nehmen, für welche er ebenfalls ein besonderes Talent zeigte. Jeder, der ihn kannte, hielt es für selbstverständlich, daß der begabte Knabe weitere Ausbildung erhalten, daß er studiren müsse. Nur der Vater wollte nichts davon wissen. Allein die Freunde des Sohnes brachten es dahin, daß er ohne eigentliche Einwilligung desselben im Jahre 1788 das Gymnasium besuchen konnte, wo er gleich in die zweite Klasse aufgenommen, und da er sich in den alten Sprachen als vorzüglich erwies, schon nach zwei Jahren in die Prima (oberste Klasse) versetzt wurde. Da hielt man es für Pflicht, Karl Wilhelm Ferdinand, den damaligen Herzog von Braunschweig, auf den talentvollen, ja bereits über seine Altersgenossen bedeutend hervorragenden Jüngling aufmerksam zu machen. Er ließ sich ihn im Jahre 1791 vorstellen und wußte, während neugierige Höflinge den angehenden Jünger der Wissenschaft mit Ausfragen quälten, durch liebevolles Entgegenkommen schnell sein volles Zutrauen zu gewinnen. Zugleich setzte der Herzog für die Weiterbildung des hoffnungsvollen jungen Menschen soviel aus, daß derselbe im Jahre 1792 das Kollegium Karolinum in Braunschweig besuchen konnte, wo er neben den alten Sprachen auch die neuen erlernte. Zugleich fand auch seine Vorliebe für Mathematik reichliche Nahrung und zwar nach den Methoden der großen Mathematiker Euler, Lagrange und Newton.

Am 11. Oktober 1795 reiste Gauß von Braunschweig nach Göttingen, um die dortige Universität zu besuchen. Noch unentschieden, ob er sich der Philologie (Sprachkunde) oder der Mathematik widmen sollte, hörte er die philologischen Vorlesungen des Professor Heyne mit der größten Aufmerksamkeit und Liebe, während er den mathematischen Vorlesungen Kästners keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dennoch dauerte es nicht lange und Gauß war entschlossen, sich ganz dem Studium der Mathematik zu widmen.

Der junge, strebame Mann hatte während seiner Studienzeit nur einen sehr beschränkten Umgang. Von den drei Genossen, mit denen er in einem engen Freundschaftsverhältnisse stand, ist besonders Wolfgang Bolhai aus Siebenbürgen zu erwähnen. Dieser war ein Mann von hervortragendem Geiste, von welchem Gauß in früheren Jahren gesagt haben soll, daß er der einzige

gewesen sei, der auf seine metaphysischen Ansichten einzugehen verstanden habe. Tiefe und Reinheit des Gemüthes, besonders aber ein großer Lebensernst sollen Charaktereigenschaften dieses Freundes gewesen sein. Eines Tages schrieb ein dritter über ihn an Gauß aus Braunschweig nach Göttingen: „Bolyai wird dem hiesigen nahen Schützenfeste sicher beiwohnen, aber nur als Philosoph, der bei solchen Gelegenheiten Stoff findet, über die Thorheiten der Menschen Betrachtungen anzustellen. Dies ist so seine Maxime, wie ich aus mehreren Fällen abstrahirt habe; er versäumt von dergleichen weltlichen Angelegenheiten so leicht keine, nicht etwa, um mitzugenießen, sondern um seine Seelenruhe zu befestigen.“

Noch war Gauß noch nicht ganz 19 Jahre alt, noch hatte er seine Universitätsstudien lange nicht vollendet, als er auf dem Gebiete der Mathematik schon selbstschaffend auftrat. Es steht in der Wissenschaft vielfach ebenso wie in der Religion. Was die Alten gesagt und gelehrt, das muß wahr sein, eben weil es von den Alten herrührt. Daran zweifeln, es noch auf eine besondere Art bewiesen haben wollen, gilt als Unmaßung, Selbstüberhebung, gilt als Keckerei hier wie dort. Und doch ist es der einzige Weg, um auf der Bahn des Forschens nach Wahrheit weiter zu kommen: sich nämlich nie an das Ansehen einer Person zu binden; auch der schärfste Kopf kann irren und Selbstüberzeugung ist immer besser als der festeste Glaube. So erging es Gauß und gerade dadurch wurde er groß, gerade dadurch erhielt er seine Bedeutung für die Wissenschaft der Mathematik. Aus dem Alterthum besaß man vom Mathematiker Euklid die Lehre, daß der Kreis nur in drei und fünf regelrechte Theile getheilt werden und daraus das Sechseck, Zehneck u. s. w. konstruirt werden könne. Niemand, wenigstens soviel man weiß, war es bisher eingefallen, einen Zweifel darüber zu hegen und einen Versuch zu machen, ob nicht noch mehr möglich sei. Gauß that es. Er bewies, daß in einem Kreise auch ein Siebzehneck konstruirt werden könne, was bisher jeder, wenn es ihm gesagt worden wäre, für eine Unmöglichkeit erklärt haben würde. Mit dieser Entdeckung, auf welche Gauß in seinem späteren Leben noch stolz war, betrat er das Feld des selbstständigen Schaffens und Forschens. Der Studiosus war dadurch schon Autorität geworden. An die Konstruktion des Siebzehneck schloß sich überhaupt dann eine neue von Gauß erfundene Eintheilung des Kreises. In dieselbe Zeit fällt auch die Entdeckung der Methode von den kleinsten Quadraten, welche später in ihrer weiteren Ausbildung zu einer neuen Berechnung der Bewegung der Himmelskörper führte. Nachdem der junge Gelehrte schon als Student so Großes, Epochenmachendes geleistet, gehörte er, wie leicht erklärlich, für immer der mathematischen Wissenschaft an. Wenn daher gesagt ward, daß er zu Michaelis 1798 in Göttingen seine Studien vollendet habe, so gilt das nur der Form nach. Es heißt eben, Gauß hatte die drei Jahre, welche als gesellige Studienjahre an der Universität vorgeschrieben sind, hinter sich und konnte mithin seinen Namen aus der Liste der Studirenden streichen lassen. Andere glauben damit ihre Studien vollendet zu haben, für Gauß hatten sie erst begonnen. In immer tieferer mathematische Studien ließ er sich ein, immer weiter und weiter zog es ihn, zu untersuchen, wie zu begründen, neues zu schaffen. Bei seinem Abgange von der Universität Göttingen arbeitete er schon an einem größeren Werke, arithmetische

Untersuchungen enthaltend. Er wollte noch mehrere bedeutende Schriften dieser Richtung lesen und ging daher von Braunschweig, wohin er, Göttingen verlassend, zurückgekehrt war, nach Helmstedt, um die dortige Bibliothek zu benutzen. Hier machte er die Bekanntschaft des Mathematikers Pfaff, in dessen Hause er nachher wohnte. Das Werk aber, dessen Anfänge schon in das Jahr 1795 fallen, erschien in lateinischer Sprache und erfüllte alle Kenner und Fachgelehrten mit der größten Verwunderung. Durch die Unterstützung Karl Wilhelm Ferdinands, des Herzogs von Braunschweig, war es möglich geworden, im Jahre 1801 die arithmetischen Untersuchungen im Drucke erscheinen zu lassen. Gauß bezeichnete es später selbst als der Geschichte angehörend, und erklärte, er würde bei einer neuen Ausgabe daran nichts ändern als die Druckfehler. Dieses Werk allein hätte seinen Namen unsterblich gemacht, denn mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt in der Mathematik. Außer diesem epochemachenden Werke, war Gauß mit noch verschiedenen kleineren Arbeiten beschäftigt. So berechnete er auch das Osterfest nach einer neuen Methode; eine andere Abhandlung erwirkte ihm von der Universität Helmstedt die Doktorwürde.

Was der in so früher Jugend schon so bedeutende Mathematiker bisher geleistet, konnten nur Fachleute schätzen und würdigen. Aber es sollte sein Name auch ein von der ganzen gebildeten Welt gefeierter werden. In Palermo entdeckte der Astronom Piazzi am 1. Januar 1801 einen neuen Stern, zeigte diese Entdeckung den deutschen und französischen Astronomen an, aber schon nach ganz kurzer Zeit schien der Stern wieder verschwunden zu sein. Was man während seiner Sichtbarkeit hatte beobachten können, bot nur Unvollständiges und Unsicheres. Dennoch wurden diese Beobachtungen veröffentlicht und von verschiedenen Fachgelehrten Berechnungen aufgestellt. Da gab auch Gauß nach den gegebenen Mittheilungen eine Berechnung heraus, welche allerdings von den übrigen sehr abwich. Man suchte, stellte Berechnungen an, und siehe, nach seinen Angaben war der Stern wiedergefunden. Gauß hatte aus den mangelhaften Angaben die Laufbahn des Sternes richtig berechnet. Dieser Stern, der am 1. Januar 1802, also genau ein Jahr nach seiner Entdeckung, wieder aufgefunden wurde, ist der Planet Ceres. In ebenso kurzer Zeit und aus ebenso wenigen Beobachtungen hat Gauß die Laufbahn des am 28. März 1802 vom Astronomen Olbers in Bremen entdeckten Planeten Pallas berechnet. Schon am 31. Januar des Jahres 1801 war er in Anerkennung seiner Verdienste von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden. Bald darauf erhielt er von der russischen Regierung einen Ruf zum Direktor der Sternwarte in Petersburg, welcher Ruf sich noch mehrermale wiederholte. Gauß lehnte jedesmal ab. Zu jener Zeit faßte die hannoversche Regierung den Entschluß, in Göttingen eine mit den möglichst besten Hilfsmitteln ausgestattete Sternwarte zu erbauen, und sah sich bereits nach einem passenden Direktor um. Da lenkte Olbers in Bremen, der mit Gauß schon in Verbindung gestanden und ihn im Jahre 1802 persönlich kennen gelernt hatte, die Aufmerksamkeit auf diesen zwar noch jungen, aber doch schon so hervorragenden Mann.

(Schluß folgt.)

Die emaillirten schmiedeeisernen Kochgeschirre in der Gesundheitswirthschaft der Küche.

Von Dr. H. Didmann.*)

Als die „Gartenlaube“ in Nr. 44 des Jahrgangs 1877 einen Auszug aus meinem Buche über Küchenmetalle brachte, da wandten viele Leser sich an mich, um Bezugsquellen für bleisfreie Emaillopfesseln zu ersuchen. Die nachfolgenden Mittheilungen sind bestimmt, den Hausfrauen ein sachliches Urtheil über Verlässlichkeit der Kochgeschirrglasuren zu verschaffen und ihnen Fabrikadressen anzugeben.

Herr Dr. A. Claßen, Professor der Chemie an der poly-

technischen Schule zu Aachen, hat auf meine Veranlassung sich der Mühe unterzogen, vorläufig aus dreizehn verschiedenen Fabriken glasirte eiserne Kochgeschirre vergleichend zu prüfen. Er hat nicht allein qualitative und umfassende quantitative Analysen der Glasuren auf ihre Bestandtheile ausgeführt, sondern auch die Widerstandsfähigkeit der Glasuren gegen anorganische und organische Säuren geprüft und das Vorhandensein schwerer Metalle in den sauren Brüßflüssigkeiten und Speisen nachgewiesen.

*) Aus: Gesundheitswacht am häuslichen Herd, den deutschen Hausfrauen und ihren Hausärzten gewidmet, in drei Büchern von Dr. H. Didmann. Selbstverlag des Verf. 3. Buch, 2. Lief. Ungedruckte Fortsetzung des Manuscripts. Der Verfasser.

Die nachfolgenden Tabellen enthalten die von Professor Dr. Classen zusammengestellten Ergebnisse seiner chemischen Geschirruntersuchungen.

A. Analyse der inneren Emailen.

Qualitativ nachgewiesene Körper.

(Nr. 1: Thale, Eisenhüttenwerk in Thüringen; Nr. 2: Gebr. B. in A.; Nr. 3: F. G.; Nr. 4: G. & Co. in B.; Nr. 5: U. C. in B.; Nr. 6: Gebr. G. in B.; Nr. 7: Gebr. G. in B.; Nr. 8: B. in F.; Nr. 9: B. A. in E.; Nr. 10: B. G. Weismüller & Co. in Düsseldorf; Nr. 11: G. & Co.; Nr. 12: J. H. in R.; Nr. 13: Ph. & C. in Str. — bedeutet vorhanden — 0 bedeutet nicht vorhanden.

	Kieselsäure	Kalk	Zinkoxyd	Nickeloxyd	Eisenoxyd	Thonerde	Zinnoxyd	Kali	Natron	Blei	Kupferoxyd	Vorläufer	Flur	Barium
1.	"	"	0	0	"	"	0	"	"	0	0	"	"	0
2.	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	0	"	"	0
3.	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	Spuren	"	"	0
4.	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	0	"	"	0
5.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	Spuren	"	"	0
6.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	0	"	0	0
7.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	0	"	0	0
8.	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	Spuren	"	0	0
9.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	0	"	0	0
10.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	Spuren	"	"	0
11.	"	"	"	Spuren	"	"	"	"	"	"	do.	"	"	0
12.	"	"	"	"	"	"	"	"	"	"	do.	"	"	0
13.	"	"	"	0	"	"	"	"	"	"	do.	"	"	0

Ob das Kobalt wirklich als Bestandtheil der Emaille oder als Verunreinigung (durch die äußere blaue Emaille) anzusehen ist, kann nicht entschieden werden.

C. Analyse der inneren Emailen.

Quantitativ bestimmte Bestandtheile.

	Kieselsäure	Kalk	Zinkoxyd	Nickeloxyd	Eisenoxyd	Thonerde	Zinnoxyd	Kali	Natron	Blei	Barium.
1.	49,77	1,02	0	0	Spuren	13,74	0	2,77	14,65	0	0,39
2.	41,04	7,66	0,08	0,85	1,09	9,87	12,44	3,05	14,45	0,34	—
3.	34,87	6,57	3,16	0,04	0,14	7,77	13,06	1,43	14,63	1,45	0,12
4.	49,22	2,75	0,07	0,45	0,43	9,00	6,45	1,40	14,82	0,36	—
5.	40,65	3,84	3,64	0	2,70	12,74	7,66	1,56	13,66	0,42	—
6.	41,86	3,86	0,77	0	1,22	10,68	5,98	1,32	14,67	0,13	—
7.	40,85	6,89	0,34	0	0,43	11,59	9,42	1,78	14,55	0,07	—
8.	48,37	3,55	0,34	1,26	1,28	12,43	4,62	1,18	14,99	0,10	—
9.	54,55	1,42	0,75	0	2,55	6,44	2,77	1,48	12,22	1,12	—
10.	54,45	6,77	5,66	0	0,52	6,37	0,55	1,57	12,66	0,16	—
11.	41,76	5,73	4,84	—	0,77	7,67	9,66	1,97	15,33	0,20	—
12.	47,88	5,88	2,02	0	1,55	6,55	6,87	1,77	13,86	0,26	—
13.	41,55	1,24	2,88	0	3,68	5,86	0,44	5,20	13,44	6,88	—

C. Verhalten der inneren Emaille gegen 10prozentige Essigsäure.

Die Einwirkung der Essigsäure geschah bei 60 Grad Celsius. Dauer der Einwirkung vier Stunden. Bei allen Geschirren eine gleiche Quantität (ein halbes Liter) Säure und gleiche Dauer des Versuches. Nach vier Stunden werden sämtliche Töpfe sofort entleert. Um über die Zerfällbarkeit der verschiedenen Emailen durch diese verdünnte Essigsäure ein Bild zu haben, wurden die aus den Töpfen entleerten Flüssigkeiten in gewogenen Schalen verdampft und die Gesamtmenge der gelösten Substanzen bestimmt. Sämtliche Verdampfungsrückstände wurden bei derselben Temperatur (120 Grad Celsius) getrocknet.

	Gesamt- rückstand	Kieselsäure	Thonerde	Eisenoxyd	Blei	Zinnoxyd	Zinkoxyd
	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.
1.	1,11	0,06	0,0935	0,0885	0	0	0
2.	3,545	0,254	0,2558	0,1771	0,034	0,0196	0,008
3.	4,810	0,5335	0,4808	0,1312	0,0525	0,0420	0,1750
4.	1,189	0,1065	0,1170	0,0820	0,0015	0,007	0,005
5.	2,846	0,329	0,3532	0,0688	0,0765	0,0175	0,1230
6.	5,634	0,411	0,640	0,1230	0,0065	0,0325	0,010
7.	2,157	0,1535	0,2816	0,2984	0,004	0,0055	0,005
8.	2,692	0,1215	0,0867	0,0623	0,0025	0,0085	0,007
9.	2,418	0,2438	0,1892	0,0247	0,0230	0,0085	0,009
10.	1,162	0,054	0,07672	0,04428	0	0,0015	0,080
11.	4,506	0,1085	0,2569	0,0360	0,0045	0,0055	0,6490
12.	2,432	0,1035	0,1607	0,10824	0,003	0,0055	0,0730
13.	4,858	0,3375	0,2547	0,0623	0,446	0,0405	0,1410

Bemerkung. Mit Ausnahme der Emaille Thale verloren alle durch die Einwirkung der Essigsäure ihren Glanz. Da sämtliche Emailen nur unbedeutende Mengen Eisenoxyd als Bestandtheil enthalten, so beweist der in der Tabelle aufgeführte Gehalt an Eisenoxyd, daß die Einwirkung von Säure auf die Emaille durch die ganze Masse hindurchgeht und das Eisen selbst angreift.

D. Verhalten der inneren Emaille gegen zehnprozentige Salzsäure.

Die Art des Versuches geschah genau wie bei Essigsäure. Da die meisten Emailen sehr stark angegriffen wurden, so beschränkte ich die Versuche auf quantitative Bestimmung von Bleioxyd. Zu diesem Zwecke wurde die in Lösung gegangene Kieselsäure zuerst abgeseiht und das Blei in dem durch Schwefelwasserstoffgas hervorgerufenen Niederschlag von dem gleichzeitig mit ausgeschiedenen Zinn getrennt. Bei vielen Proben mußte, des starken Eisengehaltes der Lösungen wegen, das erhaltene Schwefelblei wieder gelöst und nochmals gefällt werden. Mit Rücksicht auf eine Aeußerung von Dr. Ebermayer (veröffentlicht in Dinglers polyt. Journal, Bd. 223, Heft 1, und aus diesem übergegangen in Widmanns Gesundheitswacht, Buch 3, Lief. 2, pag. 88) habe ich zu den Kochversuchen mit Salzsäure die bereits mit zehnprozentiger Essigsäure extrahierten Töpfe benutzt, um zu zeigen, daß durch fernere Einwirkung von Säuren auf bleihaltige Glasuren immerfort beträchtliche Mengen von Bleioxyd in Lösung gehen. Nur bei den Versuchen Nr. 11 (G. & Co.), Nr. 1 (Thale) und Haardt habe ich neue Töpfe angewendet. Bei 6 wurde der für Essigsäure benutzte Topf, und bei 7 (Gebr. G., neue Glasur) ein neuer Topf verwandt. Die mit fortlaufender Nummer bezeichneten Resultate beziehen sich wie nachstehend.

Nr. 1 (Thale) und Nr. 4 (Haardt) habe ich noch gegen zehnprozentige Apfelsäure und zehnprozentige Milchsäure untersucht. Die Art des Versuches geschah wie bei Essigsäure. Nr. 1 wurde von beiden Säuren angegriffen; in der Lösung von Nr. 4 konnte ich bei beiden Säuren geringe Mengen von Kieselsäure und Thonerde, jedoch keine Metalle, nachweisen. In den Töpfen Nr. 3, 5 und 13 habe ich Sauerkraut und Rothkohl (letzteren wie gewöhnlich mit Essig versetzt) gekocht und unzweifelhaft Blei in den gekochten Gemüsen nachgewiesen.

Bemerkungen zu den Versuchen mit Salzsäure. Durch die Einwirkung dieser Säure verlor die Emaille von Thale den Glanz, 2 gelatinirte, 3 dito, 4 wie 1, 5 gelatinirte, 6 wurde fast ganz zerfetzt, 7 wie 6, 8 wie 6, 9 zerbröckelte, 10 wie 1, 11 zerbröckelte, 12 wie 11, bei 13 zerfiel die Emaille vollständig.

Wir sehen zunächst, daß ein großer Unterschied in den Kochgeschirren besteht, wenngleich die verschiedenen Fabrikate einander sehr ähnlich sind. Nicht alles was glänzt, ist in den Geschirrglasuren ächt, dauerhaft und unschädlich.

Ein halbes Liter essigsaure Flüssigkeit löst bei 60 Grad Celsius in vier Stunden aus dem Emailenüberzuge der Innenwand eines Kochtopfes, je nach der Güte des Topfes, 1,11 bis 5,634 Gramm seiner Bestandtheile auf. Die Classen'sche Tabelle über das Verhalten gegen zehnprozentige Essigsäure läßt also den Grad der Angreifbarkeit der verschiedenen Emailen meßbar erkennen — für die Küchenverwendung der erste Anhaltspunkt, Güte oder Verwerflichkeit eines Geschirres zu beurtheilen. Von diesem Gesichtspunkt der Löslichkeit der Glasur stellen wir die untersuchten Fabrikate in folgende absteigende Reihenfolge der chemischen Härte, beziehungsweise Güte der Emaille:

	in d. Classen'schen Tabelle	gelöst Grm.
1) Eisenhüttenwerk Thale in Thale am Harz	1.	1,11
2) B. G. Weismüller & Co. in Düsseldorf	10.	1,162
3) Haardt & Co. in Wien	4.	1,189
4) Gebr. G. in P. (neues Fabrikat)	7.	2,157
5) Wihl. A. in E.	9.	2,418
6) Just. A. in R.	12.	2,432
7) Blechwaarenfabrik in F.	9.	2,692
8) U., Eisenwerk in P.	5.	2,846
9) Gebr. B. in A.	2.	3,545
10) G. & Co. in V.	11.	4,506
11) T., Eisenwerk in V.	3.	4,810
12) B. & C. in S.	13.	4,858
13) Gebr. G. in P. (altes Fabrikat)	6.	5,634

Ein zweiter Anhaltspunkt, die Unschädlichkeit oder Schädlichkeit einer Küchengeschirrglasur zu beurtheilen, sind die Mengen gewisser schwerer Metalle, besonders des Bleies, welche durch Säuren aus der Glasurenwand gelöst werden.

Was die Abgabe von Blei an Essigsäure (a), an Salzsäure (b) und von Zink (Erst für Blei an Essigsäure) (c) an-

belangt, so verhielten sich die Emaillen der verschiedenen Töpfe, nach Reihenfolge ihrer Güte, wie folgt:

	a)	b)	c)
in d. Klassen- Tabelle	an Essigsäure 0,1	an Salzsäure 0,1	an Essigsäure 0,1
1) Eisenhüttenwerk Thale in Thale a/h.	1. 0	0	0
2) B. G. Weismüller in Düsseldorf . . .	10. 0	0,10	0,08
3) Haardt & Co. in Wien	4. 0,0015	0,0375	0,005
4) Blechwaarenfabrik in F.	8. 0,0025	0,017	0,007
5) A. in N.	12. 0,003	0,0645	0,073
6) Gebr. G. in P. (neues Fabrikat) . . .	7. 0,004	0,035	0,005
7) Gebr. G. in P. (altes Fabrikat) . . .	6. 0,0065	0,026	0,010
8) Wils. A. in E.	9. 0,023	0,081	0,009
9) Gebr. B. in A.	2. 0,034	0,172	0,008
10) G. & Co. in L.	11. 0,0045	0,028	0,649
11) T., Eisenwerk in L.	3. 0,0524	0,444	0,175
12) U., Eisenwerk in P.	5. 0,0765	0,434	0,123
13) P. & C. in St.	13. 0,446	2,683	0,141

Diese Aufstellung findet ihre Ergänzung in der obigen quantitativen Bestimmung der Emaillebestandtheile (Klassen'sche Tabelle B.). Während die Emaille des Thale'schen Eisenhüttenwerkes kein Blei, kein Zinn und kein Zink enthält, hat die von Ph. & C. in Str. (13) 6,88 pCt. Bleierz und 2,88 Zinkoxyd, die von Gn. in L. (10) 5,60 pCt. Zinkoxyd und die von A. in N. 4,84 pCt. Zinkoxyd.

Hier sind die Mengen des in der Essigsäure und des in der Salzsäure gelösten Bleies zwar nicht erheblich, bei Gn. & C. 11 g. B. nur 0,0054 bzw. 0,048 Gramm; dafür gingen aber so große Mengen Zinkoxyd (0,6490 Gramm in der Essigsäure) und Thonerde (0,2569 Gramm) in Lösung und wurden überhaupt so bedeutende Mengen Mineralbestandtheile durch (4,506 Gramm) Essigsäure aus der Emaille ausgelaut, daß ich hier, was die möglichen Gesundheitsschädigungen anbetrifft, auf die schleichenden Erkrankungen durch Zink (vgl. S. 114 u. ff. der zweiten Lieferung des dritten Bandes meiner Gesundheitswacht) und durch Thonerde zu verweisen, alle Ursache habe.

Ich bin übrigens weit entfernt, vom Standpunkte des Hygienikers all die Fabrikate, in welchen Zinn, Zink und Blei nachgewiesen sind, und welche an saure Speisen Spuren dieser Metalle abgeben, ohne weiteres als unbrauchbar oder gesundheitsgefährlich zu verwerfen. Da ich selbst Keramiker bin, so weiß ich aus Erfahrung, daß kleine Verschiedenheiten der Emaillegemenge und des Schmelzpunktes der Denglut entprechende Verschiedenheiten der chemischen Härte bewirken, so daß aus einer und derselben Fabrik je nach den Bränden bald mehr bald weniger gute Töpfe hervorgehen, wenn nur das chemische Bindemittel, die Kieselsäure, in genügendem Mengenverhältnis vorhanden und nicht zu viel mit Bor säure versetzt ist. — Auch sind die Fabrikanten meistens bemüht ihre Emaillen möglichst rationell zu verbessern und so sind die mir vorliegenden verbesserungsbedürftigen Erzeugnisse einer Fabrik nicht immer maßgebend für alle ihre Fabrikate. Wir haben ein Beispiel von Fortschritt zum Besseren an dem neuen Fabrikat 6 und 7 der Firma Gebr. G. in P. Es liegt sogar in der Natur der Sache, daß — auch auf anderen Gebieten — gerade die ältesten Firmen aus ihren ersten Perioden, als die Technik noch unvollkommen war, Erfindungszeugnisse auf den Markt brachten, welche später von ihnen selbst, aber auch gleichzeitig von jüngeren Firmen überholt werden. So hat man, wenn man nicht unbillig im Urtheil sein will, immer zwischen altem und neuem Fabrikat einer Fabrik wohl zu unterscheiden.

Die Geschichte der Blechemaille-Rezepte ist wie die der Glas- und Porzellanfarben-Rezepte bis auf die neueste Zeit für den Hygieniker sehr lehrreich, indem sie nur eine staatlich nicht überwachte Empirie in der Fabrikation zeigen. Die Emaille-Rezepte der Kochgeschirrfabrikation sind mit 2 bis 3 Ausnahmen, wo ein reeller Abfall vorliegt, durch eine Art Schmuggel aus den Händen älterer Firmen in den Besitz der jüngeren gelangt. Wesentliche, die Gesundheitsfragen berücksichtigende Veränderungen sind bisher sehr selten und dann wohl nur durch polizeilichen Druck veranlaßt worden.

(Schluß folgt.)

Die westlichen Vorpösten der Slaven.

Das ganze Erdenleben mahnt in jedem Stadium der Entwicklung an früher durchlaufene Zustände. Unwillkürlich kam mir dieser Ausspruch Humboldt's in den Sinn als mich nach vieljähriger Abwesenheit das Schicksal aus den Armen der trauernden Wittve Venetia an den Wolbaustrand geworfen und ich gewahr wurde, mit welcher Emsigkeit die Deutschfreier der hundertthürmigen Königsstadt Prag, diese Handlanger des Absolutismus, das Deutschtum zu übertünchen versucht haben und wie wenig es ihnen gelungen. Da es aber der verlotterten Journalistenklique, die im Namen des gesammten Tschechenvolkes für Rußland die Ruhmespaute schlägt, auch ferner nicht gelingen wird, das Territorium der Wenzelskrone einige Längengrade nach Osten zu schieben, so ergeht es ihr wie den fanatischen Bildhauern des Mittelalters, auf deren puritanisch nüchternen Kirchenwänden immer wieder die Farbenpracht der Freskomalereien des „alten“ Glaubens durchschimmerte.

Man kann eben mit dem besten Willen in einem Vierteljahrhundert nicht verwischen, was ein Jahrtausend eingegraben.

Die Tschechenführer Jungmann, Zeithammer und Rieger, welche die Ironie des Schicksals mit ferndeutschen Namen bedachte, sind sonst um historische Citate nicht verlegen, wenn sie in ihren Kalkül passen; sie scheinen aber doch vergessen zu haben, daß die slavischen Erben der keltischen Bojer und der germanischen Markomannen seit ihrer Unterwerfung im Jahre 890 stets von Deutschland abhängig waren. Das Gedächtniß ist nicht die starke Seite der Tschechen, denn ihr Historiograph Palacky, „der Vater der Nation“, erklärte am Slaventongreß 1848 die Russen für das Unglück der Slaven und pilgerte 1863 nach Moskau. Böhmen's Wappenwied, der silberne Löwe im rothen Feld, scheint nur deshalb doppelt geschwänzt zu sein, um stets nach zwei Seiten wecheln zu können.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei sämtlichen slavischen Völkern nur durch die direkte Einflußnahme nicht-slavischer Faktoren die losen Geschlechter und Stammesverbände zu geschlossenen Staatswesen umgestaltet werden. So gelangten

die Russen, „die slavische Führernation“, durch normännische Abenteuer unter Anführung der Waräger Rurik, Sincus und Truvor im Jahre 862 zur Gründung ihres Staates. In dem vorwiegend slavischen Ungarn bildet der Magyarisismus das politische Ferment, und daß acht Reuntel Slaven 400 Jahre lang das Joch von einem Reuntel Osmanli's trugen, ist doch ihre eigene Schuld, denn wo es keine Slaven gibt, gibt es auch keine Tyrannen. Dem Slavenpatriarchen Tsched gelang die Aufrichtung von Bojerheim (Böhmen, Böhmen) auch nur auf dem keltogermanischen Völkerschliff.

Schon Boleslav's Bruder Wenzel führte mit dem Christenthum zugleich deutsche Gesittung in Böhmen ein. Die Przemisliden leiteten in gerechter Würdigung damaliger Sachlage den eingewanderten Deutschen jeglichen Vorstoß, weil sie einsahen, daß in dem freien Bürgerthum, welches den Slaven etwas fremdes war und noch heute weder in dem siegreichen Rußland noch in dem zertretenen Polen zur vollen Blüthe gelangt ist, die einzige Garantie des Wohlstandes und kräftige Abwehr der Annäherungen des Adels und Klerus geboten war. Vom dreizehnten Jahrhundert ab wurde das Recht, die Geschäfts- und Hofsprache deutsch. Der Königshof in Prag erblickte zu einer Stätte deutscher Dichtung. König Wenzel der Zweite selbst war Minnesänger und reichte sich nach der pariser Minnesängerhandschrift an den Staufen Heinrich den Sechsten. Trotz den romanisirenden Bestrebungen der Luxemburger Johann, Karl und Siegismond und des Trunkenbolles Wenzel bürgerte sich das deutsche Element zwischen dem Böhmerwald und dem Riesengebirge immer mehr ein. Einzelne Erwerbszweige, wie das Bergknappenthum und Fuhrmannswesen, waren seit jeher ausschließlich in deutschen Händen. Die religiösen Sozialisten, Hussiten genannt, verschlehten die deutsche Einwanderung; desto mehr beförderte sie ihr utraquistischer König Georg Podiebrad. Auch die Habsburger begünstigten die deutsche Einwanderung, obzwar sie auf den Rath der Jesuiten das System der geistigen Abspernung gegen Deutschland inauguirten und als nothwendige Folge davon die Amalgamirung der Nationalitäten

in den Erblanden verabsäumten. Rudolph und Mathias ließen fünf gerade sein und Ferdinand regierte mit der Daumenschraube ad majorem Dei gloriam. Maria Theresia war eine gute Mutter für ihre Kinder und eine Stiefmutter für ihre Völker. Kaiser Joseph, von dem der „Philosoph“ auf dem preussischen Throne richtig bemerkte, daß er früher den zweiten Schritt thue bevor er noch den ersten wage, fand für seine zentralistischen aber humanen Weltanschauungen keine Vollstrecker und starb infolge eines Jesuitenrezeptes am gebrochenen Herzen! Der Henker der Freiheit Metternich presste zwar alle Köpfe unter einen eisernen Hut, kümmerte sich aber auch nicht weiter um die gleichmäßige Adjustierung des österreichischen Völkermosaiks. Der achtundvierziger Sturm legte den „allmächtigen“ Metternich sammt seinem Eishut von dannen, brach aber auch Austrias Staatsgebäude zum Wanken. Die daraus entstandenen Risse reparierte man mit Hilfe „der Kulturträger des Ostens“, der Kosaken, und häufte von da ab die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ der interessanten Nationalitäten, um sie gelegentlich als Trumpf gegen einander auszuspielen. Arme polyglotte Austria! Deine wahren Freunde, die Deutschen, hast du zum Aschenbrödel degradirt — hinc illae lacrimae. Während die Slaven auf das Solidaritätsstammbuch schlagen und die Handvoll Italiener auf der Centrifugalkiste stultirt, würfelt Eis und Trans im getheilten Haushalt um den Staatsbankrott. Es fehlt anderswo, wie z. B. im tabakmonopolisirenden Bismardien, auch nicht an parlamentarischen Hanswürstchen, aber die Tschechen können sich auf ihre politischen Purzelbäume extra was einbilden. Während ihr geschmeidiger Kardinal Schwarzenberg, Aristokrat pur sang, im Konklave als Bizetamerlengo fungirt, ledet seine Schäflein mit Ehren-Krieger an der Spitze dem schismatischen Papst, Alexander dem Zweiten den orientalischen Schmutz von den blutbespritzten Zuchthausmauern. Es sollte uns nicht wundern, wenn die Straßen Prags, statt mit Wasser, mit Wutty besprengt würden, um in russischen Geruch zu kommen. Daß die Tschechen die kultivirte Schwester Germania vernachlässigen und der kulturbedürftigen Tante Russia nachlaufen, könnte dem deutschen Nachbar gleichgültig sein, wenn die abtrünnigen Bundesgenossen nicht Schulter an Schulter mit Deutschland stünden und ihre undankbare Handlungsweise nicht eine direkte Gefahr für die Freiheit des ganzen Erdtheils involvirte.

Das russische Generalstrifolium aus dem ff. Ignatieff, Tschernajeff und Fodejff, psucht bekanntlich wie „unser“ Molke den Journalisten in's Handwerk. Der publizistische Buschklepper „General“ Kostiav Fodejff hat in seiner neuesten Broschüre „Russlands Waffenmacht“ aus der Schule geschwätzt, indem er das Endziel der Bestrebungen nach dem Feldzuge klar legt. Hören wir! „Russland belästigt allen Slavenstämmen ihre nationale Selbstständigkeit; sie werden ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen unter eigenen Fürsten verwalten. Um sie alle aber wird Russland ein großes Band schlingen; die Behandlung der internationalen und militärischen Angelegenheiten wird in seinen Händen liegen; der große slavische Czar wird ihr gemeinsames Haupt sein. Die große slavische Familie wird für die ganze übrige Welt als ein Reich dastehen. Diese Einigkeit zu

erzielen, wird es nothwendig sein, daß die Herrscher aller einzelnen Stämme einer Familie angehören.“

Hirngespinnste eines panslavistischen Phantasten, denkt wohl mancher Leser, aber es liegt Methode in diesem Wahnsinn. Erstens ist „der Kubel auf Reisen“ an der Moldau wie im Baltan eine gern gesehene Münzsorte und zweitens befinden sich in keinem Theile des europäischen Festlandes Bevölkerung und Regierung in allen, die nationale Politik betreffenden Fragen so im Einklang wie in Rußland, trotz Knete und Nihilismus. Und dieser Einklang wußte die mitunter geradezu wunderbaren Erfolge zu erzielen.

Die heutigen Großrussen, die herrschende Rasse des vielzüngigen Rieseneiches, sind kein rein slavischer Volksstamm. Die ersten slavischen Einwanderer fanden bereits von der Wolga bis zur Duna mongolisch-finnische Völker vor, mit denen sie sich allmählich vermischten. Dieser Mischung verdankt die großrussische Rasse jene unbeugsame Ausdauer, aber auch jene nüchternen, nahezu fatalistische Auffassung des menschlichen Daseins, wodurch dieselbe von den andern Slavenstämmen, namentlich den poetisch angelegten Kleinrussen, unterschieden ist und welchen turanischen Eigenschaften sie zum großen Theile jene Erfolge verdankt, die Rußlands Volk und Staat zu seiner heutigen Bedeutung emporgehoben. Zu diesen hauptsächlich finnischen Einflüssen traten später normannische und hierauf reinmongolische, tatarische Volkselemente, welche beide zwar weniger den physiologischen Typus als vielmehr die Gewohnheiten und die Denkungsart der Russen beeinflusst haben.

Die ewig gleiche Eigenschaft der menschlichen Natur, daß mit dem Wachsthum der Macht auch die Begierde nach der stetigen Erweiterung derselben zunimmt, krystallisirte sich bei den Russen zu dem Geiz der Expansion nach Süden und waltet unter ihnen mit der Konsequenz der Naturnothwendigkeit. Diese Lymphe der russischen Volksseele trieb Ruriks Nachkommen von 866 bis 1878 nach Konstantinopel. Was den verweicklichten griechischen Kriegern nicht gelang, führten ihre schlauen Pfaffen aus und unterjochten das durch die dreihundertjährige Mongolenherrschaft müde gewordene russische Volk mit ihrem Brimborium, welcher die katholische Liturgie an Sinnenrausch noch übertrifft.

Die byzantinische Kirche, welche Rußland in zehnten Jahrhundert das Christenthum überbrachte, ist die Pilgerin des Hasses gegen das Lateinerthum und somit gegen das europäische Abendland überhaupt. Daher die Antipathie des Bartruffen (Muschik) gegen alles, was fremd ist, denn außerhalb des „heiligen“ Rußland wohnen nach der Ansicht des Ungebildeten nur Keger und Ungläubige, gegen die jeder Kampf zum Kreuzzuge wird.

L'appetit vient en mangeant. Daß der russische Magen, wenn er die türkische Artischeke verpeißt hat, nach der österreichischen Melone verlangen wird, ist nur Konsequenz.

Der Revolutionär Alexander Herzen behauptet zwar, das Czarszepter müsse in der Mitte brechen, wenn es vom Ladogasee bis zu den Dardanellen reicht, aber — caveat Consules*).

Dr. Max Trautl.

*) Hier: Unsere Staatsmänner mögen auf der Hut sein.

Freiheitssehnsucht.

Sieh' dort am wildgeriff'nen Bergeshange,
Weit droben steil und hoch —
Geheftet steht im Fels ein Baum schon lange
Und knirschet in sein Joch.

Er stöhnt: „Ich seh' die Freiheit, blid' ich nieder,
Ich seh' sie über mir,
Auf meinem eignen Gipfel klingen Lieder
Hell und begeistert ihr.“

Nur meine freie Seele hält gekettet
Ein steinerner Despot.
O Fluch, daß mich vor Sklavenschmach nicht rettet
Der ungerechte Gott!

Da sendet Zeus den Knecht, ihn anzufallen,
Der Sturm bricht ihn entzwei. —
„Willkommen! Besser ist“ — ruft er im Fallen —
„Der Tod, als Sklaverei!“

L. Derwinds.

Briefe von der Spree.

II. Berlin, Ende Februar.

Wir hatten in den letzten Tagen Doppelhochzeit — wir mit dem großen w und dem kleinen Wch —, und da ich keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ohne meine Loyalität zu demonstrieren, so habe ich auch diesen Tag in würdigster Weise gefeiert. Daß ich mit illuminirt habe, ist selbstverständlich, meine Petroleumlampe hat eine ganze Stunde lang am Fenster gestanden, leider ohne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Ich wohne nämlich nach dem Hof hinaus. Aus Verger über mein Mißgeschick lief ich auf die Straße, damit sich mein patriotisches Gemüth wenigstens an den strahlenden Fenstern anderer Leute erhebe, aber in der ganzen Friedrichstadt sah ich nichts Erhebendes. Hätte ich mir nicht mit Ostentation eine Cigarre angezündet, so würden auch die anderen Staatsbürger nichts von einer Illumination gemerkt haben, da nur die Häuser einiger Hoflieferanten und Banquiers — letztere zählen ja auch zu den privilegierten Lieferanten — in flammender Devotion standen.

Auch Müller von der Berra — ein Dichter, der voll edler Begeisterung seine Verse — von denen merkwürdig viele auf i — a ausklingen, wie Patria, Germania u. s. f. — in die Lüfte hinausmettert, hat nicht wenig zur Belustigung und zur Erhöhung der festlichen

Stimmung beigetragen. Er hat eine Hochzeitshymne gedichtet: „Charlotte und Elisabeth.“ Wie bist du hold und nett, Müller von der Berra! Nur so fort, Rudolph Gottschall ist dir ja mit gutem Beispiel vorgegangen, vielleicht gelingt's auch dir, den ohnehin schon künstlich zugefügten Nebenamen mit noch einem, etwas ächten Aristokraten-von zu veredeln: von Müller von der Berra. Wenn ich übrigens aus gewöhnlichen Menschen Ritter machen könnte und dürfte, du solltest nicht lange vergeblich danach seuffzen: für jedes einzelne deiner Gedichte bekümmst du gleich eine ganze Tracht Ritterschläge!

„Ein Ritter käme dann herbei,
Im Herzen selbst den jungen Rat
Der Liebe;
Den Bude! aber und den Ort,
Den Größe nennt mit rechtem Wort,
Voll Liebe!“ —

Mehr als diese eine Strophe der Müller'schen Schweifswedelei parodistisch wiederzugeben, ist mir nicht möglich, und das Poem im Originale anzuführen, dazu ist Druckerzwänge und Papier zu theuer. —

Von den „Christlich-Sozialen“ habe ich schon in meinem letzten Briefe gesprochen, und die Leser der „Neuen Welt“ werden mir wohl nicht die Freundschaft kündigen, wenn ich heute nochmals auf die Clownsprünge dieser Leute zurückkomme. Hofprediger Stöcker hat, um den Blätterblättern neuen Stoff zu geben, eine eminente Zugkraft für seine Vorstellungen engagiert, ich meine Herrn Jbscher. Es ist derselbe, der bei der letzten Andachtsstunde in der Villa Colonna entrüftet ausrief: „Vassalle sei im Kampfe zweier Büßlinge um eine Dirne gefallen!“ Ich will mich durchaus nicht zum Vertheidiger der Frau Helene Dönniges-Rachowka-Friedmann aufwerfen, Herr Wanderprediger Jbscher wird diese Dame wahrsehrlich genauer kennen als ich, sonst würde er sich wohl gehütet haben, sie in einer öffentlichen Versammlung mit einem Namen zu belegen, der sonst nur in den intimsten Kreisen der christlich-sozialen Arbeiterpartei gang und gäbe zu sein scheint. Aber sei dem auch so, einen faux pas hat Herr Jbscher mit dieser Äußerungen doch begangen, indiscret war es auf jeden Fall. Singt doch schon der lachende Philosoph:

„Hat der Jüngling ein Vergnügen,
Sei er dankbar und verschwiegen.“ —

Verschwiegen war auch der Reichskanzler Fürst Bismarck. Er hat anlässlich der Orientdebatte im Reichstage zwei Stunden lang gesprochen, ohne etwas zu sagen. Er schien Heimweh nach seinen Kohlköpfen in Varzin zu haben, und selbst die Glasköpfe der zahlreich versammelten Abgeordneten konnten ihn nicht über diesen Verlust trösten. Der Reichskanzler beantwortete die Interpellation der Herren Bennigsen und Konforten in gleicher Weise, wie wir mit beschränktem Unterthanenverstande Begabte antworten würden, wenn sich jemand nach unserm Befinden erkundigt. Danke, es macht sich! — Er verwies einfach auf die Landkarten von Kiepert, aus denen sich ein jeder über den Stand der orientalischen Dinge und über die Weisheit und den Erfolg seiner Politik unterrichten könne. Nur einmal verließ ihn seine diplomatische Zurückhaltung, als er dem Abgeordneten Liebknecht replizierte, der in seiner Rede die Theilung Polens brandmarkte. Allen Ernstes meinte er da, „dass man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könne, wenn man die Sozialdemokraten die polnischen Kreise regieren ließe, er sei überzeugt, dass dann aus den Polen die besten Preußen würden.“ Ich zweifle gar nicht an dem Geschick des Fürsten Reichskanzlers im Fliegen-töten, aber er scheint sich in neuerer Zeit nicht viel damit beschäftigt zu haben, sonst müsste er wissen, dass sich heutzutage die Fliegen nicht mehr mit der Klappe schlagen lassen, dazu sind sie zu schlau und zu behend geworden. Heute geht es nur mehr mit Gift, und auch das ist ein höchst problematisches Mittel. —

Anders Tages sprangen in der Leipzigerstraße die wunderthätigen Wasser von Lourdes. Camphausen weinte. — Die hellen Thränen standen ihm in den Augen, als er hören musste, wie alle Parteien des Hauses gegen die eingebrachte Tabaksteuervorlage Front machten. Anfangs glaubte ich ihn auch schluchzen zu hören, als ich mich aber umsaß, merkte ich, dass es ein hinter mir sitzender Berichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ war, der gerade die Thränen des Finanzministers zu Papier brachte. — Der arme von Camphausen verneinte, dass er nun demissioniren müsse, eine solche Niederlage hatte er nicht erwartet. Und siehe das Wunderwasser von Lourdes that seine Wirkung. Bismarck, der den Schmerz seines Kollegen nicht länger mit ansehen konnte, nahm das Wort und erklärte, dass er unter keiner Bedingung sich von einem seiner Ressortminister trennen werde. Hinter mir nahm das Schluchzen ein Ende, und als ich aufsaß, lachte auch Camphausen wieder, wie warmer Sonnenschein. —

Neben der Rede des Fürsten Bismarck bildete der Prozeß des Raubmörders Thürolf das Gesprächsthema der letzten Wochen. Fünf volle Tage dauerte die Verhandlung, die mit der Verurtheilung des Angeklagten zum Tode endete. Ganz Berlin drängte in die Gerichtssäle, und namentlich fand das sogenannte schwächere Geschlecht ein besonderes Vergnügen daran, sich an den Qualen des „verurtheilten Sünders“ zu weiden. So widerlich auch der Prozeß in seinen Einzelheiten, so interessant war er in seinem ganzen Zusammenhang, und die Streiflichter, die er auf die heutigen gesellschaftlichen Zustände wirft, dienen nicht gerade dazu, diese günstig zu beleuchten. — Ein bis dahin vollkommen unbescholtener und arbeitsamer Mensch kommt durch anhaltende Arbeitslosigkeit in Noth. Tagelang hat er nichts zu essen, bis das

Eisen die Noth bricht und er zum — Mörder wird. Mit dem Ertrag des Geraubten erhält er sich fast drei Monate lang und noch immer findet er keine Arbeit, keinen Verdienst. Da drückt ihm der bitterste Hunger abermals die Nothwaffe in die Hand. Einmal ist's ja gelungen, er hat sein Leben für kurze Zeit geküsst, warum nicht auch ein zweites mal? Und so wird er weiter getrieben auf der schiefen Ebene des Verbrechen, von Raubmord zu Raubmord, bis ihn endlich die rächende Nemesis erreicht. Das ist in kurzen Strichen der Raubmörder Thürolf. Ich bin weit entfernt, ihn entgegen dem Wahrspruch der Geschworenen von aller Schuld zu entlasten, ich wollte nur an einem Beispiel zeigen wie der Mensch das Produkt der Verhältnisse ist, und daß es durchaus nicht genügt, einen Verbrecher zu quillotiniren, sondern daß man, um bessere Menschen zu erziehen, die Verhältnisse ändern muß, durch welche deren Thun und Lassen bedingt wird! —

Ich bin da entsetzlich ernst geworden, aber das ist die Signatur von Berlin überhaupt, und wer hier des Lebens Unverstand mit Heiterkeit genießen will, muß sich die Augen zuhalten und die Ohren verstopfen. —

Nun, vielleicht hilft mir der „Vollsmann“ Eugen Richter aus der Noth und hält eine Rede, ich kann dann in meinem nächsten Briefe wieder was Heiteres berichten. — pira.

Ein rheinisches Hammer- und Walzwerk führt uns unser Bild (Seite 292) vor Augen. Im Vordergrunde sehen wir die Brust eines Stückofens aufgerissen und stämmige Arbeiter bemüht, die zähe Masse des Eisenteiges mit eisernen Häfen aus dem Herde zu heben, um sie unter dem Hammer zu mehrzähligen Eisenplatten zu verarbeiten. Die Arbeit ist eine ungemein anstrengende, die Körperkräfte und den Körper selbst rasch aufzehrende, — und dennoch: mit welchem Eifer gehen die Arbeiter daran und — für welchen Lohn? Gewiß ist es wahr, daß die materiellen Anforderungen, ebenso wie die ideellen, welche unsere hochcivilisirte, wenn auch nicht hochkultivierte Zeit stellt, einen ungeheuren Arbeitsaufwand nöthig machen, und gewiß wird und soll nie eine Zeit kommen, in dem sich die Menschen in der einen oder der anderen Weise des Joches anstrengender, harter Körperarbeit ganz entledigt haben werden. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß solch schwere, zehrende Körperarbeit mit einer nicht nur leidlichen, sondern nach den Zeitbegriffen guten Existenz gelohnt werde, und Vernunft und Menschenwürde heischen, daß eine derartige physische Anstrengung nicht die Kraft und die Zeit eines Menschen vollständig in Anspruch nehme, daß sie ihn nicht zu geistiger Verklümmung, zu ewiger Gedanken-umfelmöglichkeit verdamme, wie das gegenwärtig geschieht.

Eine neue Waschlüssigkeit. 1 Kilogramm Seife wird mit ein wenig Wasser zu einem Brei geformt, mäßig erwärmt und durch tüchtiges Rühren in 45 Liter Wasser von 30 Grad C. (24° R., 86° F.) vertheilt, nachdem dem Wasser vorher ein Eßlöffel voll Terpentinöl und zwei Eßlöffel voll wässrigem Ammoniak (Salmiakspiritus) zugefügt sind. Die zu waschenden Gegenstände werden zwei Stunden lang in dieser Mischung eingeweicht, dann wie gewöhnlich in Wasser gewaschen. Die aus den Zeugen ausgewundene Waschlüssigkeit kann zum zweitenmale benutzt werden, wenn man sie wieder, wie oben angegeben, erwärmt und wieder Terpentinöl und Ammoniak zusetzt. Diese Methode ist zeit- und arbeit- und geldersparend, es wird weniger Seife und weniger Reiben erfordert und die Zeuge werden weniger in ihrer Haltbarkeit geschädigt. Dr. B.-R.

Näthsel.

Getrennt oft weise und belehrend,
Vereint stets hemmend, oft zerstörend.

Ärztlicher Briefkasten.

Hamburg. G. H. W. Das Auftreten von „Theilnahmslosigkeit“, also die sogenannte „Demenz“ im Verlaufe der Geisteskrankheiten, namentlich nachdem geraume Zeit hindurch maniakalische Zufälle (Tobsucht u.) vorausgingen, ist allerdings kein besonders günstiges Symptom, vorausgesetzt, daß dasselbe nicht dem sehr allgemein in Irrenanstalten, an Stelle der früher angewandten Zwangsjacke, üblichen Gebrauche von Morphinum zuzuschreiben ist. Jedenfalls würden wir Ihnen jedoch rathen, die Kranke, derentwegen Sie uns konsultiren, vorläufig in ihrem jetzigen Asyl zu belassen.

Berlin. H. R. Also in der Stadt der Intelligenz rath Ihnen jemand an, Ihres Brustleidens halber Urin und Schafgarbentheee zu trinken? Da hört ja alles auf! Wenden Sie sich an einen dortigen Arzt, lassen Sie von demselben feststellen, was Ihnen fehlt, — denn nach den von Ihnen mitgetheilten Symptomen könnten Sie vielleicht auch nur an einem Magen- und Darmkatarrh leiden, — und befolgen Sie dessen Rathschläge, vorausgesetzt, daß dieser Arzt kein Arzneiquackalber ist.

Berlin. Felix H. Sie haben die in Nr. 22 enthaltene Antwort irriger Weise auf sich bezogen. Die Antwort auf Ihre Zuschrift be-

findet sich in Nr. 23 unter Felix L. — Felix L. erhielt direkte Antwort am 10. März.

Köln. F. R. Das allerdings inhumane Verfahren jenes Arztes können wir nicht zum Gegenstand einer öffentlichen Besprechung machen. Ärzte sind Menschen wie die anderen; sie unterliegen denselben Krankheitsstörungen, wie diejenigen es sind, welche zu Zeiten der Geist ganzer Völker trüben, — das beweist die Geschichte der Medizin zur genüge. Es kann also garnicht anders sein, als daß der unsolide, lügnische und schwindelhafte Geist, welcher seit mehreren Jahrzehnten das gesamte öffentliche Leben unsicher macht, nicht blos in der Medizin in ihrer Gesamtheit seinen Abflatsch findet, sondern daß auch bei einzelnen ihrer Vertreter, wenn sie den moralischen Halt verloren haben, jene krankhafte Störung in unangenehmer Weise zur Erscheinung gelangt, welche das jetzige Zeitalter leider „taufmännisch flug“ nennt.

Altona. L. C. Ob das Trinken Ihres eigenen Urins ein Heilmittel gegen Auswurf, Brust- und Rückenschmerzen ist? — Nein! — Ob Sie sich den Magen damit verderben können? — Ja!

Wandsbek. D. H. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich Ihr Leiden weder beurtheilen, noch behandeln.

Breslau. F. G. Die Folgen der Verstauchung des Fußgelenks werden neuerdings häufig sehr schnell durch die „Massage“ geheilt. Da das letztgenannte Verfahren von allgemeinem Interesse ist und namentlich dem Arbeiterstande durch Veröffentlichung der dabei zur Anwendung gelangenden Manipulationen ein wesentlicher Dienst erwiesen wird, so wollen wir die Redaktion demnächst mit einem diesbezüglichen Artikel versehen. Inzwischen gedulden Sie sich.

Hagen. B. Ihre „Augenschwäche“ scheint durch einen mit Haarzywiebeldrüsenentzündung der Lider verbundenen Augenbindehautarrrh bedingt zu sein, welchen Zustand jeder Arzt Ihres Wohnortes zu heilen im Stande ist. — Das Nasenbluten ist in Ihrem Alter eine sehr häufige, aber — wenn es nicht allzubedeutend wird — keine bedenkliche Erscheinung. Vermeiden Sie alles, was den Blutandrang nach dem Kopfe vermehrt, also übermäßige körperliche Anstrengungen, Wein, Bier, Spirituosen und Kaffee, und ziehen Sie jeden Morgen kaltes Wasser in die Nase, um die Nasenschleimhaut zu kräftigen. Nasenblutungen kann man übrigens in vielen Fällen sehr schnell stillen, wenn man den Daumen in seiner ganzen Länge fest gegen jene Seite der Nase (bis zum Auge hin) drückt, aus welcher die Blutung stattfindet. — Zum Nussknaden verwendet man sein schadhafes Gebiß nicht, denn die schlechten Zähne würden ja dadurch wegbrechen, und mit einem künstlichen Gebiß — dem einzigen Ersatzmittel für ein natürliches! — können Sie erst recht keine Rüsse knaden. — Zehen, Nossinen u. sind für solche, welche leicht an Magenläure leiden, von Nachtheil; jeder andere, der einen gesunden Magen hat, wird sie wohl vertragen, wenn sein Geldbeutel ihm bei den jegigen schlechten Zeiten den Genuß solcher Ledereien gestattet. Das war ja wohl alles! Oder haben Sie sonst noch Schmerzen?

Dr. Refau.

Redaktions-Korrespondenz.

Buenos Ayres. L. Die erwünschte briefl. Beantwortung Ihrer Anfrage ist erfolgt. Lassen Sie bald mehr von sich hören!

Burgburg. W. G. Das Silberrathsel ist geglückt, die Charade nicht. Die leidigen Verse!

Chemnitz. L. G. B. Es freut uns, daß Sie sich mit uns in Bezug auf die Teufelsfrage einverstanden fühlen. Wie kommen Sie aber auf den Gedanken, daß erst „ein Geist die Stoffe gemacht haben muß, ehe er sie zu Körpern verbunden“? Können Sie sich denn einen Geist ohne Körper denken, und stammt dieser gedankenlose Geiste nicht aus derselben Fabrik, in der die niedliche Teufelsidee gedreht worden ist? — L. R. Schön!

San Francisco. Frau A. J. - W. In diesen Tagen ist das gewünschte Schreiben abgegangen. Je mehr Sie die Antwort beschleunigen, desto besser wird es sein.

Crimmitschau. Schriftsteller K. Sehen Sie zu, ob Ihnen die Köstlichste Literaturgeschichte genügt. Auch könnten Sie sich nach Höfers „Deutscher Literaturgeschichte für Frauen“ trefflich bilden. Der Zusatz „für Frauen“ braucht Sie nicht im mindesten zu geniren.

Wolbap. K. E. D. Ihr Aufsatz verräth ebenso entschiedenes Talent, als ungenügende Vorbildung zu schriftstellerischer Thätigkeit. Da Sie über den letzteren Uebelstand selbst vollkommen im klaren sind, so wird er sich mit der Zeit heben lassen. Sie werden jahrelang unermüßlich fleißig sein müssen, um das nötige Bildungsfundament zu legen. Die Wissenschaftler, um welche Sie sich zunächst kümmern wollen, werden trefflich beleuchtet in dem Buche „Die Erde“ von Reclus (Bearbeitung von Ue), der „Populären Himmelskunde“ von Diesterweg und der „Darwin'schen Theorie“ von Dr. Ludwig Büchner. Wenn Sie etwas Nützliches lernen wollen, so dürfen Sie sich jedoch nicht mit flüchtigem Durchlesen dieser und ähnlicher Werke begnügen lassen, sondern studieren Sie dieselben solange sorgfältig bis in das scheinbar Unbedeutendste hinein durch, bis Sie sich des gansen darin gebotenen Stoffes völlig Herr fühlen. — Ihre Arbeit wird reumittigt; weitere Proben Ihres Talents und Ihrer Fortschritte werden wir gern zur Beurtheilung entgegennehmen.

München. C. L. Wenn der Herr Professor R. (oder M.), welcher „mit Birchow den lezten Schwindel, der mit naturwissenschaftlichen Hypothesen getrieben wird, vom Standpunkte vorsichtigen (!) naturwissenschaftlichen Fortschritts aus offen verdammt“, die Wissenschaft der Neuen Welt“ achselzuckend für „Zukunftsmusik“ erklärt, so sagen Sie dem Herrn, daß die in der „N. W.“ zu vielfältigem Ausdruck gelangende neue Weltanschauung das Menschenleben in der Zukunft harmonisch gestaltet und auf eine unvergleichlich höhere Stufe geistiger und sittlicher Entwicklung erheben wissen will, als es während der Jahrtausende unter der Herrschaft religiöser Anschauungen erreicht hat. Insofern, und das Wort in seiner weitesten und edelsten Bedeutung gefaßt, ist es

Zukunftsmusik, was aus den Zeilen unseres Blattes und zwischen ihnen hervor zu den Ehren des Herrn Professor klingt. Das Achselzucken schenken wir dem Manne, denn wir glauben gern, daß besagten Ehren, die an die großen Dissonanzen der jahrhundert alten christlich-monarchisch-kapitalistischen Rahmenwelt geordnet sind, unsere Musik beiseite und ärgerlich erscheinen muß. Welche die Genugthuung finden wir in der Lieberzeugung, daß das Stündlein jener vorsichtigen „Wissenschaft“ bald geschlagen haben wird, die sich unter der ausdrücklichen Zustimmung „großer“ Gelehrter, wie Birchow und Konforten, mit religiöser Thorheit so gut verträgt, wie sich zwei alte Weiber mit einander zu vertragen pflegen: in's Gesicht und öffentlich thun sie zumeist freundschaftlich mit einander und hinter dem Rücken, insgeheim, räsonnirt jede auf die andere, was nur immer das Mundwerk hält. Wenn es dann an's Begraben geht; wollen wir Zukunftsmusikanten den beiden alten Damen die letzte Ehre nicht verlagern: wir legen sie zusammen in ein Grab und singen die schöne Strophe des lutherischen Osterliedes:

Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben ringen;
Das Leben das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift das verkündet das,
Wie da ein Tod den andern fraß;
Ein Spott der Tod ist worden.
Halleluja!

Mainz. Dr. M. L. Ihren Wunsch hat die Expedition sofort erfüllt.

Friedberg. L. D. Daß Sie sich so lebhaft für die „N. W.“ interessieren, ist anerkennenswerth; aber den Kathischlägen, die Sie uns geben, ist kein ernstes Nachdenken über die fragl. Gegenstände vorausgegangen! Wie könnten Sie sonst wünschen, daß anstatt alle vier Wochen ein Heft von drei Nummern, allwöchentlich eine Nummer der „N. W.“ erscheinen möchte. Erstens erscheint alle drei Wochen ein drei Nummern starkes Heft, und dann können Sie die „N. W.“ grade so gut allsönnlich haben wie die „Gartenlaube“. Auch darin sind Sie im Irrthum, daß Sie meinen, wir könnten den Preis der „N. W.“ ganz ruhig noch etwas erhöhen, um jede Nummer statt 1½ Bogen etwa 2 Bogen stark erscheinen zu lassen. Der großen Mehrzahl unserer Leser ist bei den gegenwärtigen Zeitläufen der Preis sicherlich grade noch genug. Nur in einem Punkte haben Sie vielleicht recht: solche Notizen in unserer Korr., wie: „Ihre Arbeit konnte wegen Mangel an Zeit noch nicht geprüft werden“, mögen geeignet sein, manchen von dem Vorhaben abzuschrecken, uns eines seiner Geistesprodukte zuzuleiden. Aber das schadet durchaus nichts: — Alle verständigen Menschen können sich denken, daß die Redaktion eines über alle Kulturländer verbreiteten Blattes stets wenigstens zehnmal soviel literarischen Stoff eingeendet erhält, als sie verwenden kann, und daß daher die Prüfung des Eingekendeten ein ebenso zeitraubendes als schweriges Geschäft ist, welches im Handumdrehen nicht erledigt werden kann und darf; verständige Leute werden sich also wohl solche in der Natur der Sache begründete Bemerkungen nicht abschrecken lassen. Und die leider ziemlich große Zahl Unverständiger, die nicht etwa nur um baldige Prüfung ihrer Arbeiten bitten, sondern sogar umgehende Erklärung, ob ihre fast ausnahmslos sehr fragwürdigen Geisteskinde angenommen werden oder nicht, kategorisch zu verlangen im Stande ist, die soll abgeschreckt werden.

Honolulu (Sandwichinseln). F. M. Artikel nebst Photographie erhalten. Wohl beides verwendbar. Besten Dank.

Jüterbog. C. F. Sehr verbunden für so gute Meinung!

Koskow. M. E. Wollen demnächst einen passenden Rebus unterzubringen suchen.

Magdeburg. Ein Arbeiter. Sie wünschen den Schluß von Kogebue's „Ausbruch der Bergweisung“ zu kennen? Hier ist er:

Hast du, Schöpfer, mich befragt,
Ob ich um die Hand voll Freuden
Dulden wolle Unergat?
Eine ganze Welt von Leiden?
Ob es auch der Mühe werth,
Mich aus nichts heroorzurufen,
Daß auf immer neuen Stufen
Reines Unglück mich verzehret?
Wo die Menschen süßlos stöckeln
Bei dem nagenbsten Verdruß —
Soll ich da um Gnade betteln,
Wo das Recht mir bleiben muß?
Nein, ich barre ungeduldig!
Denn vergelten muß du mir!
Bist Unsterblichkeit mir schuldig,
Sieh, ich forde sie von dir!

Uebrigens rathen wir Ihnen dringend, sich nicht von Kogebue'scher Weltverzweiflung anstecken zu lassen. Urkräfte des menschlichen Geists sind nicht die unergründlichen Tünnen eines Schöpfers, sondern der Mangel an Verstand bei den Menschen selbst. Zum Carrel mit der Bergweisung! Muthig und voll Selbstvertrauen vorwärts streben — das ist die rechte Lösung für die Generation des 19. Jahrhunderts. Was den Herrn Staatsrath von Kogebue anlangt, so ist ihm die so barisch geforderte Unsterblichkeit geworden: die Unsterblichkeit der Infamie, wie sie der feile russische Spion und Verräther des deutschen Volkes verdient hat.

Breslau. G. R. Zu gelegentlicher Verwendung reservirt. — L. Th. Fant!

Deberau. D. D. Nicht übel!

New-York. Dr. G. E. St. Brief erhalten, Antwort bald. Fred. W.

Wienipg (Britisch-Nordamerika). Fr. G. D. Es hat uns gefreut, aus Ihrem fernem Erdwinkel Zeichen der Sympathie zu erhalten. Wir hätten nur gewünscht, von Ihnen ausführlichere Mittheilung über die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse Ihres Landes zu empfangen. Ihre auf eine Arbeit des Herrn Dr. Dittmann bezügliche Mittheilung lassen wir diesem zunächst zugehen und werden sie dann veröffentlicht. Die Korrespondenz für den „N.“ haben wir der Redaktion desselben übergeben. Sie können uns übrigens Ihre genaue Adresse angeben; wir werden in Angelegenheiten Angelegenheiten häufig um Rath und Adressen in allen Welttheilen angegangen.

Berlin. Rudolf F. Eine wirklich gute und zur Aneignung einer korrekten Schreibweise ausreichende deutsche Sprachlehre gibt es nicht. Sie gleichen Ihren Hwed am besten, wenn Sie mustergetrigte prosaische Schriften, bei Lessing, Schiller, Goethe anlangend, studiren, einzelne Theile des Gelesenen aus dem Gedächtniß nachschreiben und sich durch sorgfältigen Vergleich des Nachgeschriebenen mit dem Original über die Fehler Ihrer Schreibweise klar zu werden suchen. Auf briefl. Beantwortung solcher Anfragen können wir uns natürlich nicht einlassen. — D. D. Ausgebraten Zeilen spricht ein braves und trotz seiner revolutionären Anlage beiseitiges Gemüth. Halten Sie fest zur Partei! — J. Ba. Ihr Roman ist für unsere Zwecke doch nicht so recht geeignet. Wir schreiben Ihnen Räuber. — G. L. Auch die zweite der von Ihnen eingekendeten Schachpartien scheint zu unserem Bedauern zur Veröffentlichung nicht geeignet. Der 24. Zug des Weißen ist ein grober Fehler, dessen ganz richtige Beantwortung seitens des Schwarzen eigentlich das sofortige Aufgeben der weißen Partie hätte nach sich ziehen sollen. Nog Weiß dagegen 24. h1, so war gar keine Gefahr vorhanden. — G. W. R. Wir werden unser Urtheil über Ihre Arbeit briefl. äußern. — B. B. Ganz hübsch, aber doch wohl nicht bedeutend genug.

Hof. J. T. Wollen sehen, ob wir in der nächsten Nummer zu genügender Auskunst über den fraglichen Gegenstand Raum finden.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 10. März.)

Beim Quartalschluß laden wir unsere Leser zu rechtzeitigem Neuabonnement ein und hoffen, daß alle sich die Verbreitung unseres Blattes angelegen sein lassen werden.

Redaktion und Expedition der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blagwigerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.